

Nr. 855

Spektrum des Geistes

Er ist Erbe einer vergangenen Kultur – sein Ziel ist die Macht
von ERNST VLCEK

Während die Besatzungsmitglieder des Generationenschiffs SOL nach wie vor mit Ver-bissenheit und Ausdauer die Suche nach Perry Rhodan, ihrem Kommandanten, betrei-ben, der inzwischen das Zentrum von BARDIOCs Macht erreicht hat, geschieht im Jahr 3585 in der Milchstraße folgendes: Alle Völker der Milchstraße haben Grund zu Freude und Triumph, denn die Macht des Konzils der Sieben existiert längst nicht mehr. Die La-ren, die Unterdrücker der Galaxis, haben die Überschweren, ihre Verbündeten, notge-drungen verraten und die Galaxis verlassen - mit Ausnahme von Hotrenor Taak selbst, der in den Dienst derer getreten ist, die ihn bekämpft haben.

Die in der Galaxis verbliebene Menschheit befindet sich gegenwärtig im Aufbruch. Terra, die Urheimat der Menschen, ist zusammen mit Luna nach langem Aufenthalt in den un-endlichen Weiten des Kosmos wieder an den angestammten Platz im System des Mutter-gestirns Sol zurückgekehrt - und das Unternehmen „Pilgervater“ läuft bereits an, um die in allen Regionen der Milchstraße verstreuten Terraner auf die praktisch menschenleere Erde zurückzuführen.

Sammlerschiffe steuern viele Planeten der Galaxis an, um alle Menschen, die rückkehr-willig sind, aufzunehmen und auf Terra eine neue Existenz zu ermöglichen.

Daß eine solche Großaktion nicht ohne Pannen und Rückschläge vor sich gehen kann, leuchtet ein. Hinzu kommen jedoch noch die Schwierigkeiten mit Boyt Margor, der Macht im Dunkel. Boyt Margor beherrscht ein weites SPEKTRUM DES GEISTES...

Die Hauptpersonen des Romans:

Boyt Margor - Ein neuer Mutant wird zur Bedrohung.

Virna Marloy und Harzel-Kold - Boyt Margors Eltern.

Vic Lombard, Jörge und Cloen Bellon und Cilla - Einige von Boyt Margors Opfern.

Bran Howatzer, Dun Vapido und Eawy ter Gedan - Boyt Margors unerbittliche Gegner.

Prolog: Januar 3586

Der Mann gleicht einem gehetzten Tier, wie er hereinstürzt und die Tür hinter sich zuschlägt. Seine blasse Haut hat den Farnton von Asche angenommen, er scheint am Ende seiner Kraft angelangt, denn er läßt sich schlaff gegen die Wand neben der Eingangstür fallen und gleitet langsam daran hinunter.

Er scheint die Frau nicht zu bemerken, die, durch die Geräusche aus dem Schlaf geris-sen, im langen Flur auftaucht, der ihre Praxis mit den Privaträumen verbindet, und die sich im Laufen den weißen Mantel überwirft. Aber selbst wenn er sie unterbewußt wahrnimmt, hat er für ihre Reize nichts übrig, die sich in bronzefarbener Haut darbieten.

Er ist ein Hilfesuchender, der Asyl gefunden hat.

Sie stockt, als sie den Mann da kauern sieht, eilt dann zu ihm, kniet nieder neben ihm, der klägliche Geräusche von sich gibt. Es ist ein kindliches Wimmern, vermischt mit einem

1

Schnappen nach Luft. Er macht ein schmollendes Gesicht wie ein Kind, das sich seiner Ohnmacht bewußt ist, eine Situation nicht meistern zu können.

Die Frau wartet, bis er sich soweit gesammelt hat, daß er sprechen kann. Sie ist Ambiente-psychologin mit der Aufgabe, Menschen, die von fremden Welten zur Erde kommen, an die neue Umgebung zu gewöhnen, diese großteils verwirrten und verstörten Geschöp-fe von ihren Neurosen und Phobien zu heilen. Dieser Mann ist einer

dieser Umgesiedel-ten, aber er gehört in eine eigene Kategorie.

Endlich ist er soweit, daß er sprechen kann.

„Sie waren hinter mir her. Irgendwie haben sie es geschafft, mich in eine Falle zu locken. Ich weiß nicht einmal, wie es ihnen gelang, mich aufzuspüren. Aber sie haben mich ge-funden und mich gejagt, und sie wollen mich töten. Zum Glück gelang es meinen Para-tendern, sie auf eine falsche Fährte zu locken. Jetzt bin ich hier. Keine Angst, Cilla, sie können nicht wissen, wo ich bin.“

Er sieht sie aus seinen großen, verträumt wirkenden Augen an, und sie hat unwillkürlich das Bedürfnis, ihn schützend in die Arme zu schließen. „Du brauchst Ruhe. Komm.“

Er lässt sich widerstandslos in ihre Privaträume führen, wehrt sich nicht, als sie ihn auf das weiche Lagerbettet, das noch die Wärme ihres Körpers ausstrahlt. „Ich habe mich bald wieder erholt, Cilla, das geht bei mir rasch“, sagt er. „In deiner Gegenwart kann ich mich schnell aufladen.“

Sie will sich zurückziehen. Aber er hält sie sanft fest.

„Du siehst ihr ähnlich. Tatsächlich fällt es mir jetzt erst auf, daß du in vielen Dingen wie sie bist.“

„Von wem sprichst du?“

„Habe ich dir noch nicht von ihr erzählt?“

Er runzelt die Stirn und schüttelt den Kopf wie über eine unerklärliche Nachlässigkeit. Dann beginnt er mit seiner angenehmen, sonoren Stimme zu sprechen.

Er versteht es, seine Zuhörerin zu fesseln, obwohl er seine Geschichte leidenschaftslos erzählt.

„Sie war eine Gäunerin und hieß Virna Marloy. Sie war in der Raumfahrt beschäftigt, und zwar auf einem Schiff, das Flüchtlinge aus der Milchstraße in die Provcon-Faust brachte. Ihr Aufgabenbereich war deinem sehr ähnlich, Cilla, denn sie sollte die Flüchtlinge betreu-en, ihnen Mut zusprechen, wenn sie Trost brauchten, und sie schon während des Fluges an die neue Heimat gewöhnen ...“

3491: *Virna Marloy*

1.

Die GLUSMETH war hoffnungslos überbelegt. Virna Marloy mußte sich förmlich einen Weg durch die Flüchtlinge bahnen. Die Männer, Frauen und Kinder, ganze Familien und Sippen, füllten den Leichten Kreuzer bis zum letzten Winkel.

Virna hatte es besonders schwer, denn sie trug den Dreß einer Flüchtlingshelferin. Sie wurde von allen Seiten mit Fragen bombardiert, Arme reckten sich nach ihr, zogen sie heran.

Sind wir am Ziel? Wann endlich können wir Gää, die neue Heimat betreten? Wie lange müssen wir noch wie die Tiere hausen? Ist mein Sohn, meine Frau, mein Mann, der oder der unter den Flüchtlingen? Wissen Sie etwas von ihm oder ihr? Wo sind wir? Sind wir vor den Laren sicher?

„Achten Sie auf die Durchsagen des Kommandanten“, pflegte Virna Marloy zu antworten. „Es kann nicht mehr lange dauern, bis wir in die Dunkelwolke einfliegen.“

2

Wie heißt die Dunkelwolke? Wo liegt sie, in der Eastside der Galaxis oder am anderen Ende - oder im Zentrum?

Fragen über Fragen, die Virna nicht beantworten durfte. Solange sie nicht in die Dunkelwolke eingeflogen waren, mußte sie Details geheim halten. Das war ein ehernes Ge-setz.

Manche der Geretteten nahmen es leicht. Sie hatten auf Pankrator eine Menge durchgemacht. Von den Überschweren zu harter Zwangsarbeit getrieben. Dann der Kampf gegen die Unterdrücker, tagelange Belagerung, eine Zeit zwischen Hoffen und Bangen - und dann endlich Aufatmen. Die GLUSMETH brachte die kaum mehr erwartete Rettung.

Für die Flüchtlinge war es jedoch eine Reise ins Ungewisse, und je länger die Reise dauerte, desto öfter wurden unzufriedene Stimmen laut. Virna versuchte, so gut es ging, die Pioniere zu beruhigen. Manche ihrer Freunde sagten jedoch, daß sie dabei zuviel des Guten tat. In ihrer Aufopferungsbereitschaft verzehrte sie sich selbst.

Irgendwie schaffte sie es, den innersten Ringkorridor zu erreichen. In der Menschenmenge entstand eine Mauer. Ein Mann, von zwei Robotern eskortiert, tauchte auf. Virna erkannte in ihm Vic Lombard, den Ersten Offizier, und ließ sich erschöpft in seine Arme sinken.

„Platz da!“ erhob Vic seine Stimme über das Stimmengewirr. „Geben Sie, den Weg frei. Ich überlasse Sie jetzt der Obhut der Roboter. Wenden Sie sich in allen Belangen an sie.“

Vic ignorierte die Rufe der Flüchtlinge. Virna verstand einige der Fragen. Die Leute wollten wissen, ob der Flug durch die Dunkelwolke tatsächlich gefährlich war und ob man sich auf die Lotsen verlassen könne. Sie hätte gerne geantwortet, um die Leute nicht in Unge-wißheit zurückzulassen, doch Vic drängte sie weiter und bugsierte sie durch das Schott in die Kommandozentrale. Verglichen mit dem Hexenkessel auf dem Korridor herrschte hier eine geradezu heilige Stille.

„Du übernimmst dich, Virna“, sagte Vic, ohne den Arm von ihrer Hüfte zu nehmen. „Du machst dich noch selbst kaputt, wenn du glaubst, dich am Schicksal eines jeden einzelnen Flüchtlings beteiligen zu müssen.“

„Es geht gleich wieder“, sagte sie. „Ich brauche nur eine kurze Pause, dann gehe ich wieder an meine Arbeit.“

„Kommt nicht in Frage“, sagte Vic entschieden. Er war ein großer, kräftiger Gääner von 32 Jahren. Eine wahre Kämpfernatur - seinem heldenhaften Einsatz war es zu verdanken, daß während der Schlußoffensive der Überschweren auf Pankrator nicht noch mehr Un-schuldige ihr Leben lassen mußten. „Ich überlasse dich nicht wieder dieser Meute. Du bleibst in der Kommandozentrale.“

„Aber ...“ Sie verstummte, als sie seinem zwingenden Blick begegnete.

„Virna, warum verzettelst du dich? Warum konzentrierst du deine Gefühle nicht auf einen einzelnen Menschen? Dadurch würdest du viel mehr Wirkung erreichen, und du selbst hättest auch mehr davon.“

Sie zuckte nur die Schultern.

„Nach diesem anstrengenden Flug solltest du eine Weile ausspannen“, fuhr er fort. „Ich werde dafür sorgen, daß du Urlaub bekommst. Was hältst du davon, ihn gemeinsam mit mir zu verbringen?“

„Ich werde es mir überlegen, Vic.“ Sie entwand sich ihm. „Aber zuerst müssen wir sehen, daß die GLUSMETH in Sicherheit gebracht wird.“

„Willst du das Schiff auch selbst navigieren?“ fragte er anzüglich und brachte sie zum Lachen. Ernster fügte er hinzu: „Wir sind auf Einflugposition gegangen und haben bereits einen Vaku-Lotsen angefordert. Aber du weißt ja, wie die Vincraner sind, sie lassen sich gerne bitten.“

zend Einsatzflüge mitgemacht, vier davon auf der GLUSMETH. Bei den Durchflügen durch die Dunkelwolke hatte sie natürlich auch Kontakt zu den Vaku-Lotsen gehabt, aber es wäre übertrieben zu sagen, daß sie die Vincraner deshalb kennen gelernt hatte. Einige Male hatte sie versucht, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Dabei hatte sie jedoch nur die Erkenntnis gewonnen, daß Vaku-Lotsen in jedem Fall auf Distanz blieben.

Wie das System funktionierte, nach dem Vaku-Lotsen für den Flug aus der Dunkelwolke oder in diese zurück angeheuert wurden, darüber hatte sie sich nie den Kopf zerbrochen. Es genügte ihr zu wissen, daß immer ein Vincraner zur Stelle war, wenn man einen brauchte, um ein Raumschiff durch den mörderischen Staubmantel zu lotsen.

Diesmal war es nicht anders. Nach geraumer Wartezeit meldete der Funker, daß er Kontakt mit einem Vaku-Lotsen habe, der bereit sei, die GLUSMETH in die Provcon-Faust zu bringen. Als Vic Lombard seinen Namen hörte, geriet er etwas aus der Fassung.

„Ausgerechnet Harzel-Kold“, sagte er mißmutig. „Leider können wir uns die Vaku-Lotsen nicht aussuchen, sonst würden uns die Vincraner boykottieren.“

„Ist dieser Harzel-Kold etwa nicht verläßlich?“ fragte Virna.

„Davon kann keine Rede sein. Der Mann ist eine lebende Legende. Über keinen anderen Vincraner haben wir so viele Informationen und wissen dennoch so wenig über ihn. Er ist Eremit und Kosmopolit in einem. Manche sagen, er sei nicht auf Vincran geboren, sondern irgendwo im tosenden Staubmantel der Provcon-Faust.“

„Das klingt recht geheimnisvoll“, meinte Virna. „Nur sagt es nichts darüber aus, warum du ihn trotz seiner Fähigkeiten nicht schätzt.“

„Er ist mir unheimlich“, sagte Vic zu ihrer Überraschung. „Ich habe mal mit ihm zu tun gehabt. Von ihm ging etwas aus, das ...“ Er schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll. Rückerinnernd kann ich nur sagen, daß seine Nähe allein mich schau-dern ließ. Ich habe später erfahren, daß er sich insgeheim mit der Magie und der Kunst eines untergegangenen Volkes der Provcon-Faust beschäftigen soll. Aber du kannst dir selbst ein Bild von ihm machen. Er muß jeden Augenblick in der Kommandozentrale ein-treffen.“

*

Als er die Kommandozentrale betrat, galt sein erster Blick ihr. Dabei war sein Blick aber irgendwie nichtssagend. Und dann änderte er seine Richtung und kam auf sie zu.

Das Ungewöhnliche der Situation wurde ihr gar nicht sofort bewußt, erst später überleg-te sie sich, daß es eigentlich üblich war, zuerst den Kommandanten zu begrüßen.

Sie nutzte die Gelegenheit, um ihn genauer zu betrachten. Dabei kamen ihr Vics Worte in den Sinn. Sie verspürte jedoch keine Ausstrahlung des Unheimlichen, sie wurde durch die Nähe des Vincraners nur seltsam aufgewühlt.

Er war ein etwa zwei Meter großer, gutaussehender Mann, schlank und feingliedrig wie alle Vincraner und mit denn typischen Albinoweiß der Haut. Das ebenmäßige Gesicht war nicht so ausdruckslos, wie es geschienen hatte. Bei genauerem Hinsehen empfand sie einen Hauch von Melancholie. Sie fühlte sofort, daß dieser Mann einsam war.

Er blieb vor ihr stehen und sagte mit leiser, doch deutlicher Stimme:

„Ich bin Harzel-Kold, der Vaku-Lotse, der dieses Schiff sicher in die Provcon-Faust bringen wird. Wollen Sie meinen Mantel tragen? Dann fliege ich die GLUSMETH nur für

Sie.“

Sie nickte, unfähig auch nur ein Wort zu sagen. Sie hatte noch nie davon gehört, daß ein Vaku-Lotse jemals einer Gännerin oder sonst einem Passagier eine solche Ehre hatte zuteil werden lassen.

4

Harzel-Kold nahm den seltsam gemusterten Umhang ab und legte ihn ihr behutsam um die schmalen Schultern. Der Mantel war über und über mit fremdartigen Zeichen und Symbolen verziert. Darunter trug Harzel-Kold ein loses, wallendes Gewand, das der vinc-ranischen Tracht entsprach.

Der Vaku-Lotse verneigte sich abschließend vor ihr und begab sich zum Kommandopult, wo Kapitän Nercon bereits ungeduldig wartete.

Neben ihr sagte Vic Lombard gepreßt:

„Das gefällt mir gar nicht. Möchte wissen, was der Bursche mit dieser Schau bezweckt. Du solltest seinen Mantel nicht tragen, Virna.“

Virna wurde einer Antwort enthoben, denn der Kommandant rief Vic auf seinen Posten. Harzel-Kold bestand auf einem sofortigen Start, weil seiner Aussage nach die Gelegenheit gerade günstig war.

Die Provcon-Faust besaß einen Durchmesser von fast fünf Lichtjahren. Allerdings war sie im Innern hohl und besaß nur eine kugelförmige Hülle aus stark hyperenergetisch strahlender kosmischer Materie. Dieser Staubmantel hatte es allerdings in sich. Er besaß nicht nur eine extrem hohe Dichte, die zudem ständig variierte, sondern er war auch in ständiger Bewegung. Die Rotation der Staubmassen war von Schicht zu Schicht unter-schiedlich schnell, was zu unberechenbaren Turbulenzen und zu unkontrollierbaren hy-perenergetischen Entladungen führte. Diesen tobenden Gewalten waren nicht einmal die stärksten HÜ-Schirme gewachsen.

So undurchdringlich wie sie schien, war die Dunkelwolke jedoch nicht. Es bildeten sich immer wieder fast staubfreie Zonen, winkeligen Gassen gleich, die sich durch das mörde-rische Chaos aus Partikeln und Kraftfeldern schlängelten. Doch auch diese waren verän-derlich, dehnten sich aus und verengten sich oder schlossen sich urplötzlich.

Nur die vincranischen Lotsen hatten die Fähigkeit, die plötzlichen Veränderungen erah-nen oder voraussehen zu können. Auf sie allein war Verlaß, wenn die modernsten techni-schen Geräte versagten.

Virna hatte sich einmal das Routendiagramm des Flugschreibers angesehen, und ihr war beim Betrachten des Liniengewirrs fast schwindlig geworden. Darauf gab es kaum eine Gerade, und wenn doch, dann war sie zu einer Zickzack-Linie gebrochen. Das Dia-gramm hatte ausgesehen wie das Gekritzeln eines Kleinkinds, mit Spiralen und Schlangen-linien, die sich kreuzten und überlagerten.

Die Lotsen bedienten sich auch unterschiedlicher Arbeitsweise. Die meisten begnügten sich damit, mündliche Kursanweisungen zu geben, andere wieder hatten sich an die menschliche Technik gewöhnt und leiteten ihre Kurskorrekturen computergesteuert wei-ter.

Harzel-Kold gehörte zu keiner der beiden Gruppen. Er besaß ein eigenes Anzeigegerät, flach und handtellergroß und mit einer Tastatur versehen, das er an die Positronik anschloß. Darauf spielte er wie ein Virtuose.

Die GLUSMETH nahm Fahrt auf. Auf dem Panoramabildschirm war deutlich zu sehen, daß sie an einer relativ staubfreien Lücke in die Dunkelwolke einflogen. Auf den anderen Monitoren begannen die hinter ihnen zurückbleibenden Sterne zu verblassen. Immer

dich-tere Staubmassen schoben sich zwischen den freien Weltraum und das Schiff, schluckten das Streulicht, bis die GLUSMETH in absolute Dunkelheit gehüllt war. Einige Zeit konnten sich die Männer in der Kommandozentrale noch an den Daten der Ortung orientieren, aber dann gerieten sie in eine hyperenergetische Turbulenz, und die Geräte fielen aus.

Jetzt kam Harzel-Kolds Zeit.

Virna beobachtete ihn. Er saß aufrecht im Kontursessel, die Anzeigenlichter spiegelten sich auf seinem blanken Schädel. Den Oberkörper hielt er steif, nur die Arme bewegten sich, und die Finger wirbelten förmlich über die Tasten des Anzeigegeräts.

5

Die Augen hatte er die meiste Zeit über geschlossen. Nur einmal wandte er den Kopf und blickte sie an, während seine Finger wie von selbst über die Tastatur tanzten.

Sie erwiderete seinen Blick, konnte ihm jedoch nicht lange standhalten. Aus den Augen des Vincraners sprach etwas, das sie aufwühlte und ihr bisher unbekannte Ängste weck-te. Wovor fürchtete sie sich? Sie lauschte in sich hinein und fühlte, daß eine innere Stim-me sie zur Vorsicht gemahnte.

Unsinn, sagte sie sich.

Bald nach diesem Zwischenspiel ließ Harzel-Kold die Arme sinken und lehnte sich entspannt zurück.

„Was ist?“ fragte Kapitän Nercon ungehalten. „Warum haben Sie unseren Flug stoppen lassen, Harzel-Kold?“

„Jetzt ist Endstation“, antwortete der Vincraner. „Wir sind in eine Sackgasse geraten. Im Augenblick geht es nicht weiter.“

„Und wie lange sitzen wir hier fest?“

„Bestimmt zwei Stunden Ihrer Zeitrechnung.“

Damit war für den Vincraner das Thema abgeschlossen. Er wandte sich ab und kam zu Virna.

„Ich nehme an, Sie wollen Ihren Mantel zurückhaben“, sagte sie hoffnungsvoll. Der Um-hang lastete schon schwer auf ihrer Schulter.

Harzel-Kold hob abwehrend die Hände.

„Nicht jeder kann diesen Mantel tragen“, sagte er. „Sie haben die Probe bestanden. Deshalb frage ich Sie, ob Sie ihn nicht für länger tragen wollen?“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte sie unsicher.

„Ich bitte Sie, mit mir zu kommen - als meine Gefährtin.“

„Nach Vincran?“

„Nein, ich lebe schon lange nicht mehr auf Vincran. Sie sollen mich nach Zwottertracht begleiten.“

„Zwottertracht?“ wiederholte sie. Was für ein seltsamer Name für einen Planeten! Wo lag diese Welt? Solche und ähnliche Fragen schossen ihr in diesem Augenblick durch den Kopf, obwohl es eigentlich wichtigere Dinge zu überlegen gegeben hätte.

„Sie brauchen sich nicht sofort zu entscheiden“, sagte Harzel-Kold. „Sie haben Zeit, sich mein Angebot reiflich zu überlegen. Ich hole mir Ihre Antwort nach Beendigung des Flu-ges.“

Er schickte sich an, zum Kommandopult zurückzukehren. Aber dann drehte er sich noch einmal um, und sein kleiner, fast lippenloser Mund zeigte dabei den Anflug eines Lä-chelns. Es war ein wehmütiges Lächeln.

„Ich habe den Flug nur Ihretwegen unterbrochen“, verriet er ihr.

2.

Für Virna Marloy wurde es der längste Flug durch die Dunkelwolke - andererseits verging ihr die Zeit viel zu schnell. Ihr war klar, daß sie vor der wichtigsten Entscheidung ihres Lebens stand.

Sie nahm es nur unbewußt wahr, wenn sie einen Zwischenstop einlegten, um irgendwelche Turbulenzen vorüberziehen zu lassen, oder wenn sie den Kurs änderten, um solchen auszuweichen.

Einmal kam Vic zu ihr.

„Was hat der Vincraner von dir gewollt?“ fragte er.

„Das geht nur mich etwas an“, antwortete sie abwesend.

6

„Wenn er dir irgendwelche Flausen in den Kopf gesetzt hat, dann ...“ Vic sprach noch ei-ne Weile auf sie ein, aber seine Stimme war ein Rauschen ohne Inhalt. Sie antwortete mechanisch, ohne zu wissen, ob es die richtigen Antworten waren.

„Vergiß nicht, was du mir versprochen hast, Virna“, hörte sie ihn zwischendurch sagen. „Wenn wir nach Gää zurückkommen, machen wir gemeinsamen Urlaub.“

„Aber ja, doch, ich weiß schon ...“

Der Flug ging weiter. Harzel-Kold ließ sich bei ihr nicht wieder blicken, obwohl er oft un-tätig dasaß, wenn es aus irgendwelchen Gründen nicht weiterging.

Zwottertracht! Sie hätte Vic fragen sollen, was es mit dieser Welt auf sich hatte. Handel-te es sich dabei um einen der fünf Planeten der Sonne Vincran? War es der vincranische oder der provconische Name für einen dieser Planeten?

Was erwartete sich Harzel-Kold von ihr? Er war einsam, das hatte sie vom ersten Augenblick an erkannt. Zweifellos hatte er das Alleinsein satt und wünschte sich einen Part-ner fürs Leben. Oder nicht?

„Geschafft!“

Irgend jemand gab dieses Wort als Stoßseufzer der Erleichterung von sich. Virna erschauerte. Harzel-Kold würde nun bald ihre Antwort einholen.

Auf dem Panoramabildschirm waren nur noch vereinzelte Staubschleier zu sehen, die das Licht der Sonnen innerhalb der Provcon-Faust filterten. Dort war die Sonne Prov mit ihren acht Planeten. Einer davon war Gää. Auf diesem dritten Planeten hatte sich die aus der Milchstraße geflüchtete Menschheit angesiedelt und dort eine große, moderne Stadt gegründet. Soltown war noch im Aufbau begriffen. Virna bewohnte dort ein eigenes Haus, sie hatte viele Freunde ... Vic war nur einer davon.

Das konnte sie nicht alles aufgeben! Nicht wegen eines Fremden, der angedeutet hatte, daß er sie begehrte. Aber nein, das hatte er nicht einmal getan. Er brauchte sie nur, und es blieb offen, ob er sie überhaupt als Frau sah.

Virna wurde sich auf einmal erschrocken bewußt, daß der Vaku-Lotse jeden Augenblick vor sie hintreten konnte, um ihre Entscheidung zu hören.

Und sie wußte noch immer nicht, was sie ihm sagen sollte.

Im Augenblick verhandelte er noch mit Kapitän Nercon. Wahrscheinlich ging es um die Höhe des Honorars für die Lotsendienste und den Zahlungsmodus.

Jetzt beendeten die beiden Männer ihr Gespräch mit Handschlag. Harzel-Kold schüttelte auch den anderen Männern in der Kommandozentrale die Hand. Jetzt kam die Reihe an Vic Lombard.

„Sie wollen uns schon verlassen?“ fragte Vic anzüglich, „Wenn Sie die Linearetappe bis ins Prov-System mitmachen, haben Sie es nicht mehr so weit bis Vincran.“

„Mein Ziel ist nicht das Teconeen-System“, erwiderte Harzel-Kold. Er hielt dem ersten Offizier die Hand hin, und als dieser sie ignorierte, zog er sie wieder zurück, ohne seine

Miene zu verändern.

Virna schämte sich für Vics Unhöflichkeit. Aber sie hatte keine Zeit, sich damit auseinander zu setzen, denn jetzt kam Harzel-Kold zu ihr.

„Wie ist Ihre Antwort?“ fragte er knapp.

„Ich weiß nicht...“

„Bitte!“ Es war fast ein Flehen. „Ich brauche Sie. Ich liebe Sie!“

Sie erschrak. Ein solches Geständnis hätte sie von dem Vincraner nicht erwartet.

„Sagen Sie ja. Kommen Sie mit mir.“

„Also gut.“ Sie war erleichtert und betroffen zugleich, als sie sich ihre Zustimmung geben hörte. „Ich bin bereit, Ihnen nach Zwottertracht zu folgen, Harzel-Kold.“

„Das freut mich“, sagte er ergriffen. „Sie machen mich sehr glücklich. Verlieren wir keine Zeit, mein Schiff wartet.“

7

„Sie meinen, ich soll sofort mitkommen?“ fragte Virna ungläubig. „Aber das geht nicht. Ich kann die GLUSMETH nicht einfach verlassen, ohne vorher meinen Dienst quittiert zu haben. Außerdem muß ich nach Gää, um meine Sachen zu packen.“

„Das ist nicht nötig“, erwiderte er. „Sie werden auf Zwottertracht alles bekommen, was Sie zum Leben benötigen. Sie brauchen nicht einmal die Habseligkeiten aus Ihrer Kabine. Kommen Sie, wir wollen den Weiterflug der GLUSMETH nicht unnötig verzögern.“

Er setzte sich in Bewegung, und sie schloß sich ihm wie in Trance an. Als sie das Schott erreichten, verstellte ihnen Vic den Weg.

„Tut mir leid, Vic“, sagte sie, „aber aus unserem gemeinsamen Urlaub wird jetzt wohl nichts.“

„Weißt du überhaupt, was du da tust?“ herrschte er sie zornbebind an. „Du mußt den Verstand verloren haben, Virna.“

„Möglich“, sagte sie sanft. „Aber ich habe mich selten von meinem Verstand leiten lassen, und ich folge auch jetzt meinen Gefühlen. Geh aus dem Weg, Vic, du kannst mich nicht umstimmen.“

Vic Lombard entspannte sich, aber seine Hände zitterten, sein Gesicht war kalkweiß. Er sagte mit bebender Stimme:

„Wie du meinst. Aber ich bin sicher, daß du eines Tages diesen Schritt bereuen wirst.“

„Können wir nicht Freunde bleiben, Vic?“

„Das hoffe ich. Wenn du deinen Fehler einsiehst, wirst du einen Freund gebrauchen können. Ich bin immer für dich da, Virna.“

Sie küßte ihn flüchtig, dann verließ sie mit Harzel-Kold die Kommandozentrale.

*

Das kleine Raumschiff besaß nur die nötigsten Flugeinrichtungen, Komfort gab es kaum. Die Steuerkanzel bot nur Platz für eine Person. Der Maschinenraum nahm zwei Drittel des gesamten Schiffes in Anspruch, so daß nur ein vier mal drei Meter großes Abteil frei blieb, das Harzel-Kold als Laderaum bezeichnete. Entsprechend karg war das Abteil auch ein-gerichtet.

Der Vincraner entschuldigte sich, daß er ihr an Bord seines Schiffes keine Annehmlichkeiten bieten konnte, tröstete sie jedoch, daß sie bald ihr Ziel erreicht haben würden.

„Ich werde alles tun, damit du deinen Entschluß nicht bereuen mußt, Virna“, sagte er. Es geschah zum erstenmal, daß er sie duzte und beim Namen nannte. „Es wird dir auf Zwot-tertracht gefallen.“

Er begab sich in die enge Kanzel mit der Panzerplastkuppel, durch die man freie Sicht nach draußen hatte. Virna folgte ihm bis zum Schott und starre hinaus.

Die Hangarschleuse öffnete sich, Traktorstrahlen hoben das kleine Raumschiff vom Boden ab und beförderten es in den freien Raum hinaus. Harzel-Kold zündete das Triebwerk kurz, so daß sie von der GLUSMETH abtrieben.

„Wir warten solange, bis das Menschenschiff in den Linearraum eingetaucht ist“, erklärte er dazu, ohne diese Maßnahme näher zu erklären.

Virna vermutete jedoch, daß er nur deswegen auf Warteposition ging, damit man von Bord der GLUSMETH nicht seine Flugrichtung ermitteln konnte. Diese Vorsichtsmaßnahmen behagte ihr ebenso wenig wie der Ausdruck „Menschenschiff“, der für sie abwertend klang.

„Du hast mir noch nicht einmal verraten, welchen Namen dein Raumschiff trägt“, sagte sie.

„Es hat keinen Namen“, antwortete er. „Ich habe keine tiefere Beziehung zu diesem Gefährt, es dient mir nur zur Fortbewegung.“

8

„Und wozu hast du eine tiefere Beziehung?“

„Zur Kunst. Hat man dir das nicht gesagt?“

„Doch. Auch daß du dich mit Magie beschäftigst.“

„Ich weiß, das sagt man mir nach. Aber was ist Magie?“ Er erwartete auf seine Frage offenbar keine Antwort, denn der fuhr fort: „Magie heißt Zauberei. Hältst du mich für einen Zauberer?“

„Warum nicht?“ Sie mußte unwillkürlich lächeln. „Du bist geheimnisumwittert, undurchschaubar und unnahbar.“

„Ich hoffe, daß ich dich vom Gegenteil überzeugen kann“, sagte er ernst. Er blickte auf die Ortungsinstrumente. „Gleich ist es soweit.“

Noch während Virna auf den Ortungsschirm starre, verschwand der Leuchtpunkt, der die GLUSMETH dargestellt hatte. Im selben Moment beschleunigte Harzel-Kold sein Schiff. Virna sah durch die Panzerplastkanzel, daß er geradewegs auf den wirbelnden Staubmantel zusteerte.

„Fliegen wir aus der Dunkelwolke?“ fragte sie verwirrt.

„Nein, nur in sie hinein.“

„Bedeutet das, daß Zwottertracht inmitten dieses mörderischen Mahlstroms liegt?“

„Du wirst an meiner Seite umdenken lernen“, sagte Harzel-Kold. „Ich kann meine Fähigkeiten nicht auf dich übertragen. Es ist schade, daß du die Dunkelwolke nicht mit meinen Augen sehen und mit dem Geist nicht so ertasten kannst wie ich, Virna. Aber wenn du dich mir anvertraust, dann bringe ich dich zumindest soweit, daß die paraplasmatische Sphäre ihre Schrecken für dich verliert.“

Das kleine Schiff drang in die dichteren Schichten der Staubhülle vor. Virna hielt unwillkürlich den Atem an. Aber obwohl Harzel-Kold den Schutzschirm nicht eingeschaltet hatte, war es ein ruhiger Flug. Es schien fast so, als würden die tobenden Elemente sich vor dem Schiff zurückziehen und den Weg freigeben.

Harzel-Kold blickte über die Schulter zu ihr.

„Ich war zu lange allein, Virna“, sagte er. „Ich bin froh, endlich jemanden gefunden zu haben, mit dem ich mein Geheimnis teilen kann. Ich hoffe sehr, daß du mir auf dem Weg zur Erleuchtung folgen kannst. Willst du es versuchen, Virna?“

Sie schluckte.

„Ich will.“

*

Vom All aus sahen die beiden Himmelskörper wie zwei Sonnen aus, der eine düster-rot, der andere golden. Harzel-Kold klärte sie darüber auf, daß der goldene Himmelskörper der Planet Zwottertracht sei.

„Was für eine unwirklich schöne Welt“, schwärmte Virna. „Warum strahlt sie so hell?“

„Wenn wir näherkommen, wirst du erkennen, daß es kein Strahlen, sondern ein Flimmern ist“, erwiderte der Vincraner. „Das kommt daher, daß die Atmosphäre bis in die höchsten Schichten hinauf von Wüstenstaub durchsetzt ist. Zwottertracht besteht zu vier Fünfteln aus Wüste. Durch extreme Temperaturschwankungen kommt es zu Luftbewegungen, die den Staub aufwirbeln.“

Die rote Sonne stand vor dem Hintergrund verwaschen wirkender Materiewolken, vereinzelte Staubschleier schoben sich in den Sonnenraum und ließen den sterbenden Stern noch düster erscheinen. Der Planet Zwottertracht zog in seinem Schatten eine Staubfah-ne wie einen Kometenschweif hinter sich her.

9

Harzel-Kold steuerte das Raumschiff auf die Nachtseite des Planeten zu und tauchte in den „Kometenschweif“ ein. Das goldene Flimmern der Atmosphäre erlosch. Virna erwach-te aus ihrer Verträumtheit.

„Zwottertracht ist kein zweites Gää, aber der Planet hat seine eigenen Reize“, sagte der Vincraner. „Warte mit deinem Urteil, bis du deinen Fuß darauf gesetzt hast.“

So dunkel, wie es zuerst geschienen hatte, war die Nachtseite des Planeten gar nicht. Aus der strahlenden Dämmerzone ragten verzweigte Leuchtfinger wie Nordlichter herüber, bewegten sich wie Treibgut in der Strömung, bildeten immer wieder neue Formen.

„Warum landest du auf der Nachtseite?“ fragte Virna.

„Weil dort unser Ziel liegt“, sagte er. „Außerdem wäre ein Anflug von der Tagseite reiner Selbstmord. Bei Tage erreichen die Stürme ihre größte Stärke, denn ...“

Sie verschloß sich seinen Erklärungen, hörte überhaupt nicht auf das, was er dozierte. Endlich war seine Stimme verstummt, sie genoß wieder den Ausblick durch die Kanzel.

Das veränderliche Netzwerk der nächtlichen Leuchterscheinungen war nunmehr hoch über ihnen. Unter ihnen war tintige Schwärze, und von der Planetenlandschaft waren kei-ne Einzelheiten zu erkennen.

Virna war so in sich versunken, daß das Landemanöver völlig überraschend für sie kam. Außerdem setzten die Andruckneutralisatoren zu früh aus. Das kleine Raumschiff wurde heftig durchgeschüttelt, Virna verlor den Boden unter den Füßen und stürzte. Sie schlug mit dem Kopf gegen etwas Hartes und blieb benommen liegen.

Sie vernahm Harzel-Kolds besänftigende Stimme, dann fühlte sie sich hochgehoben. Die wiegende Bewegung, als er sie trug, vermittelte ihr ein Gefühl der Geborgenheit. Er breitete eine Decke oder seinen Umhang über sie, so genau nahm sie das nicht wahr, aber die wohlige Wärme verstärkte das Gefühl von Geborgenheit.

Plötzlich brach ein infernalisches Heulen los. Die Lichter erloschen, und Finsternis hüllte sie ein. Etwas prasselte auf sie nieder und verursachte ihr einen Schmerz wie von unzähligen Nadelstichen. Die Wärme wich schlagartig, eisige Kälte breitete sich in ihr aus.

„Nichts weiter... nur ein Sandsturm“, glaubte sie Harzel-Kold dicht an ihrem Ohr sagen zu hören.

Das schmerzhafte Trommeln ging weiter. Aber bald war ihr Körper vor Kälte schmerzunempfindlich. Sie verspürte zwar noch die Einschläge, aber es tat nicht mehr weh.

Der Alptraum endete so abrupt, wie er begonnen hatte. Mildes Licht verjagte die Dun-

kelheit, das Heulen wurde leiser, erstarb schließlich ganz.

„In Sicherheit!“ erklang Harzel-Kolds Stimme.

Virna fühlte sich noch immer steif vor Kälte, ihr Körper war völlig gefühllos.

„Harzel...?“ sagte sie. Er antwortete nicht.

Sie öffnete die Augen. Von dem Vincraner war nichts zu sehen. Über ihr war schemenhaft die gewölbte Decke eines Zimmers zu sehen.

Ein Schatten fiel auf sie. Sie wandte den Blick - und schrie.

Über ihr tauchte eine Fratze auf. Ein riesiger Schädel mit einem wie aus Lehm geformten Gesicht. Ein breiter Mund war zu einem satanischen Grinsen verzogen. Virnas Schrei verjagte das Scheusal. Aber ihre überstrapazierten Nerven verkrafteten diesen neuerlichen Schock nicht. Sie verlor das Bewußtsein.

3.

Virna stellte sich schlafend, weil sie das Gefühl hatte, von unsichtbaren Augen angestarzt zu werden. Die Erinnerung an das Wesen mit dem überdimensionalen Kopf ließ sie zittern. Existierte diese Kreatur tatsächlich, oder hatte sie sich alles nur eingebildet?

10

Vorsichtig öffnete sie die Augen einen Spalt. Über ihr wirbelten dichte Wolken goldenen Staubes. Der Glanz blendete sie beinahe, aber das Spiel des flirrenden Goldstaubes zog sie augenblicklich in seinen Bann. Alle Vorsicht vergessend, öffnete sie die Augen ganz.

Sie lag unter freiem Himmel, in einem Bett aus schieferartigem Gestein, das für einen Riesen gebaut zu sein schien. Dieses Gigantenbett, mit sandfarbenem und seidigem Stoff bespannt, stand inmitten einer sich nach oben hin trichterförmig verengenden Halle. Im Dach befand sich eine kreisförmige Öffnung, durch die sie den goldenen Himmel sehen konnte.

Jetzt zogen allerdings Schatten auf, der Himmel verfinsterte sich, es flackerte wetterleuchtend. Plötzlich der anschwellende Ton einer Sirene, und im selben Moment schob sich eine lamellenförmige Abdeckung vor die Dachaussparung. Die Öffnung war kaum geschlossen, da prasselten Schläge dagegen, als würde es Steine regnen. Das Geräusch machte sie fast verrückt.

Sie blickte sich hilfesuchend in der riesigen Halle um. In fünf Meter Höhe verlief eine Galerie über alle vier Wände. Virna glaubte, dort oben eine Bewegung gesehen zu haben.

Sie mußte wieder an das großköpfige Wesen denken und wandte sich ab.

Entlang der rauen Wände standen klobige Möbel, die alle aus dem schieferartigen Gestein zu bestehen schienen. Obwohl der Raum eine Seitenlänge von gut vierzig Metern besaß, hatte sie plötzlich das Gefühl, von den wuchtigen Einrichtungsgegenständen erdrückt zu werden.

Das Trommeln gegen das Dach hörte auf, und die nachfolgende Stille war ihr auf einmal noch unheimlicher. Die Dachklappe öffnete sich lautlos, violettes Licht fiel herein, und ein von Goldfäden durchzogener Himmel tat sich vor ihr auf.

Mit einem Aufschrei sprang sie vom Bett und lief zu einer Wand, als wolle sie unter der Galerie Schutz suchen. Eine hohe, schmale Tür ging auf. Virna wollte in die andere Richtung flüchten, aber da wurde sie mit festem Griff am Arm gepackt und herumgedreht.

„Virna!“ Da stand Harzel-Kold. Sie ließ sich erschöpft in seine Arme fallen. „Was ist nur mit dir los?“ redete er sanft auf sie ein.

„Harzel, warum hast du mich in dieser schrecklichen Umgebung allein gelassen.“ Virna

zitterte am ganzen Leib. „Ich hatte Angst.“

„Ich habe Blinizzer aufgetragen, auf dich achtzugeben“, erklärte Harzel-Kold. „Als du aufwachtest, hat er mich verständigt, und ich bin sofort hergeeilt.“

„Blinizzer... ist das das Scheusal mit dem Riesenkopf?“

„Virna, was redest du da. Blinizzer ist ein Zwotter. Die Zwotter sind meine Freunde. Du brauchst vor ihnen keine Angst zu haben.“ Er drehte den Kopf und rief den Namen des Wesens.

Virna verkrallte sich in Harzel-Kolds Gewand, als der Gerufene auftauchte. Es war ein Zwerg von etwa 1,30 Meter Größe, durchaus humanoid, aber ungewöhnlich proportioniert.

Der Kopf beanspruchte ein Drittel der gesamten Körpergröße, war völlig kahl und hatte ein derbes Gesicht. Die lehmfarbene, je nach Lichteinfall jedoch auch bronzen wirkende Haut erinnerte an gegerbtes Leder. Die Augen lagen tief in den Höhlen, an Stelle der Augenbrauen befanden sich fältige Hautwülste, von Sehnen- und Muskelbündeln umgeben. Virna stellte fest, daß diese Hautwülste nichts anderes als Lider waren, mit denen die Zwotter die Augenhöhlen abdichten konnten.

Der Körper wirkte im Vergleich zum Kopf geradezu grazil, Arme und Beine waren relativ kurz, jedoch ebenfalls feingliedrig. Die Füße schienen etwas zu groß geraten, was jedoch nicht weiter verwundern durfte, wenn man bedachte, daß der Schwerpunkt der gnomenhaften Gestalt wegen des überdimensionalen Kopfes viel zu hoch lag.

„Du hast Virna durch deinen Anblick erschreckt“, sagte Harzel-Kold tadelnd. „Es wäre nur recht, daß du dich bei ihr entschuldigst.“

11

Der Zwotter spitzte seinen breiten Mund und sang mit melodiöser Stimme:

„Was leid, was leid, Madame.“

„Nicht doch“, wehrte Virna ab, sie mußte unwillkürlich lächeln. Der Zwotter hatte längst alle Schrecken für sie verloren, sie fand ihn jetzt, bei der direkten Konfrontation und unvoreingenommen betrachtet, geradezu liebenswert. „Es liegt an mir, ich habe mich albern benommen.“

„Blinizzer tröstlich, über sehr tröstlich Blinizzer“, sang der Zwotter tremolierend und zog sich rückwärtsgehend zurück.

„Ich habe versucht, den Zwottern die vincranische Sprache und das Interkosmo beizubringen“, erklärte Harzel-Kold. „Sie sind wahre Genies, was das Verstehen fremder Sprachen betrifft, aber artikulieren können sie sich darin nicht. Das liegt daran, daß es bei ihrer Sprache nicht auf den Ausdruck, das Wort, ankommt, sondern auf die Betonung. Die Zwottersprache unterliegt in der Hauptsache Klangregeln. Deswegen ist es uns unmöglich, ihre Sprache zu erlernen. Komm, Virna, ich möchte dir meine Welt zeigen. Nach dem morgendlichen Hagel ist Zwottertracht am schönsten.“

*

Die Luft im Freien war rein und würziger als auf Gää, in der einen Richtung reichte der Blick bis zum Horizont, nach den anderen Seiten wurde er von riesigen Kakteenengewächsen und von dem wuchtigen Gebäude verdeckt.

Die ursprünglich faustgroßen Hagelkörner schmolzen schnell, das Wasser versickerte im sandigen Boden. Nur auf den Stachel spitzen der Riesenakazien hielten sich die Wassertropfen länger. Und sie glitzerten auch auf dem moosigen Gras, das rund um das Gebäude den Boden bedeckte.

Ein paar Zwotter tauchten auf, winkten ihnen zu, sangen ihnen einen Gruß und verschwanden hinter den Stämmen der Kakteen. Virna ließ ihre Blicke wieder durch die

breite Schneise im Kakteenwald zum Horizont wandern und mußte feststellen, daß ihre Sicht längst nicht mehr so weit reichte, wie vor einigen Minuten.

Der Wind wirbelte goldene Staubfontänen hoch, die als flimmernde Schleier in den Himmel hinaufstiegen und rasch näher kamen.

„Bald wird das Land wieder hinter Staubwolken versteckt sein“, sagte Harzel-Kold. „Die Sicht reicht nur wenige Minuten lang so weit wie vorhin.“

Er setzte sich in Bewegung, und sie folgte ihm. Das Moos schluckte das Geräusch ihrer Schritte.

„Die Oase, in der ich mich niedergelassen habe, ist verhältnismäßig klein“, erzählte der Vincraner weiter. „Aber ich habe diese ausgesucht, weil das Wasser von besonderer Qualität ist und weil sie in der Nähe von bedeutenden Kulturzeugnissen der Urbevölkerung liegt. Außerdem ist hier das Wetter relativ beständig. Innerhalb der Oase kann man sich am Tage fast jederzeit frei bewegen. Nur wenn die Sturmsirene ertönt, dann sollte man sich ins Haus zurückziehen. Merk dir das, Virna.“

Sie hatten die ersten Kakteen erreicht. Ein betörender Duft ging von ihnen aus, und als Virna die Luft tief einsog, war sie für einen Moment wie berauscht.

Sie drehte sich um und blickte zu dem Gebäude zurück. Es war langgestreckt und niedrig, mit trutzig wirkenden, leicht schrägen Mauern. Das Material, aus dem die Wände waren, glitzerte wie der goldene Wüstsand, hatte jedoch einen leicht rötlichen Farbton. Vor allen Fenster- und Türöffnungen befanden sich Läden aus dem schieferartigen Material, die in Schienen liefen.

Der bunkerartige Komplex erinnerte Virna an eines der terranischen Wüstenforts, wie sie es aus Geschichtsbüchern kannte.

12

„Ich habe das Gebäude nach meinen Angaben von den Zwottern erbauen lassen“, erklärte Harzel-Kold. „Ich habe mich dabei von der Architektur der Urbevölkerung inspirieren lassen. Viel ist ja nicht mehr da, nur einige wenige Ruinen. Das heißt, ich habe den Beweis dafür, daß es noch guterhaltene Städte gibt. Es ist mir aber noch nicht gelungen, die Zwotter zu einer Expedition in eine der Städte zu überreden. Deshalb mußte ich beim Bau improvisieren, aber ich glaube, es ist mir gelungen, den Stil der Urbevölkerung einigermaßen nachzuempfinden. Wie gefällt es dir, Virna?“

„Ich bin beeindruckt“, sagte sie. „Ich habe tatsächlich das Gefühl, vor dem Monument eines fremden Volkes zu stehen. Aus welchem Material wurde es gebaut?“

„Aus Stampfsand, vermischt mit Kakteenmilch und Wasser“, antwortete Harzel-Kold. „Kakteenmilch ist ein ausgezeichnetes Bindemittel und macht das Gemisch widerstandsfähig. Nur die Fensterläden und die Möbel sind aus anderem Material. Ich weiß allerdings nicht, ob es sich um Naturstein oder um einen synthetisch hergestellten Werkstoff handelt. Die Zwotter haben mir jedoch versichert, daß sie die ungeformten Platten aus einer der Ruinenstädte haben. Den Fundort verrieten sie mir allerdings nicht, dazu sind sie viel zu geschäftstüchtig.“

„Das sieht man ihnen gar nicht an“, sagte Virna.

„Der Schein trügt“, erwiderte Harzel-Kold. „Sie sind in der Regel auch liebenswert und hilfsbereit, aber wenn es ums Handeln geht, dann sind sie unerbittlich. Aber ich kann mich dennoch nicht beschweren, denn die Kunstgegenstände, die mir die Zwotter anbieten, sind eigentlich unbezahlbar.“

„Wirst du mir deine Kunstsammlung zeigen?“ fragte Virna. „Ich möchte sehen, was dich an der Kunst der Zwotter so fasziniert, daß du ihr dein Leben widmest.“

Harzel-Kold schenkte ihr ein nachsichtiges Lächeln.

„Die Zwotter selbst haben keine nennenswerte Kultur. Woran ich interessiert bin, das sind die Kulturzeugnisse der Urbevölkerung. Es sind Plastiken, Reliefs und dreidimensionale Bilder von überwältigender Lebensechtheit, die ich sammle. Die Zwotter stammen zweifellos von diesem Volk ab, sind jedoch schon längst zur Bedeutungslosigkeit degeneriert. Es ist eines der Geheimnisse, die ich ergründen will, was aus den Vorfahren der Zwotter geworden ist. Ich fühle, daß die Antwort auf alle Fragen in den Kunstwerken liegt. Über sie führt der Weg zur Erleuchtung ... Ja, ich werde dir meine Kunstsammlung zeigen, und ich bin gespannt auf dein Urteil.“

„Leider habe ich überhaupt kein Kunstverständnis“, beteuerte sie.

Er winkte ab.

„Darauf kommt es nicht an. Du brauchst in die Kunst der Prä-Zwotter nichts hineindenken, sondern die Objekte beeinflussen dein Denken.“

Virna wußte nicht recht, was sie davon halten sollte, deshalb schwieg sie.

Harzel-Kold führte sie durch den Kakteenwald, in dem es kühl war und die Luft staubfrei, obwohl sich hoch über ihnen die Staubwirbel zu goldenen Wolken geballt hatten.

Sie kamen an einen Fluß, der den Kakteenwald durchzog. Er war breit und seicht, Sandbänke ragten aus ihm hervor. Auf einer dieser Sandbänke saß eine zwei Meter lange Echse, deren Schuppenhaut ein Flammenmuster aufwies. Als die Echse sie entdeckte, floh sie mit einem Sprung ins Wasser.

„Reptilien sind die vorherrschende Tierart auf Zwottertracht“, wußte Harzel-Kold dazu zu sagen. „In meiner Oase halte ich nur harmlose Spezies, wie den Feuerdrachen, den du gesehen hast, deren Fleisch entweder genießbar ist, oder die einfach das Auge erfreuen. In den großen Gebirgsschluchten, in denen die Vegetation besonders üppig gedeiht, gibt es Schlangen und Echsen von der Größe meines Raumschiffs. Ihnen weicht man besser aus. Diesen Rat solltest du beherzigen, falls du einmal eine Expedition ins Landesinnere wagst.“

13

„Ich hoffe doch, daß du mich bei einem solchen Unternehmen begleiten würdest“, erwiderte sie.

Sie verließen den Kakteenwald und kamen zum Haus zurück. Dort erwartete sie bereits Blinizzer.

Er ruderte mit den Armen und sang:

„Schneller Wichtig. Besonderer Wichtig. Glücksverheibungsvolles Psychod!“

Die Aufregung des Zwerges übertrug sich augenblicklich auf Harzel-Kold.

„Was ist?“ fragte Virna, die nur mühsam Schritt mit ihm halten konnte.

„Blinizzer meint, daß einer seiner Artgenossen ein Kunstwerk gefunden hat, das er mir verkaufen möchte“, sagte der Vincraner erregt.

*

Auf den ersten Blick unterschied sich der andere Zwotter durch nichts von Blinizzer. Doch bei genauerem Hinsehen entdeckte Virna bei Blinizzer eine Delle auf der Stirn.

Der Zwotter erwartete sie in dem Raum mit dem Hünenbett, in dem Virna erwacht war. Er saß am Bettrand, die kurzen Beine baumelten über dem Boden. Vor ihm - und ihn überragend - stand ein eineinhalb Meter hohes Ding, dessen Form nicht zu erkennen war, weil es umwickelt und verschnürt war.

„Psychod wohlfeil“, sang der Zwotter und deutete auf das Ding. „Schwer und Schweiß und aber Anstrengung und wohlfeil.“

Harzel-Kold achtete nicht auf ihn. Er stürzte sich förmlich auf den umwickelten

Gegens-tand und löste mit zitternden Händen die Verschnürung. Er entspannte sich erst, als er die Umhüllung gelöst hatte und der Gegenstand frei vor ihm stand.

Er kniete davor nieder, schloß die Augen und ließ die Fingerspitzen darüber gleiten. Es handelte sich dabei um eine Plastik aus einem grünlich schillernden Material.

Virna erschien die Skulptur abstrakt. Am ehesten assoziierte sie damit noch eine abge-brannte Kerze ohne Docht, an der das flüssige Wachs jedoch nicht heruntergeronnen, sondern nach oben geflossen war. Der „Kerzenstummel“ selbst war völlig glatt, wies nur Rillen in Form von Holzmaserung auf, die in die Höhe strebenden „Wachsbahnen“ waren dagegen unförmig und rau.

Harzel-Kold zog seine Hände zurück und erhob sich. Virna stellte fest, daß seine Erregung verflogen war. Aber in sein Gesicht war nicht die gewohnte Melancholie zurückgekehrt, sondern es zeigte einen Anflug von Zorn.

„Das ist eine Fälschung“, konstatierte er.

„Nein, nicht, nein!“ sang der Zwotter, der die Skulptur gebracht hatte. Blinizzer unterstützte ihn, indem er in den Gesang einstimmte:

„Echt-Psychod! Nicht aber nimmer fälschlicher und zwingend schönvoller Psychod.“

„Nicht mit mir!“ sagte Harzel-Kold. Sein Zorn war verraucht, der Blick seiner Augen war wieder schwermütig geworden, und Virna war es, als läge auch Trauer und Enttäuschung darin. „Das ist eine Fälschung. Entweder dieser Gauner bringt mir das Original, oder wir kommen nicht ins Geschäft.“

Zwischen Blinizzer und dem anderen Zwotter entspann sich ein Duett, das damit endete, daß sie die Skulptur wieder verpackten und gemeinsam aus dem Hause schafften.

„Bist du sicher, daß es eine Fälschung ist, Harzel?“ fragte Virna, aber er schien sie nicht zu hören.

„Mir tun die Zwotter leid“, sagte er wie zu sich. „Sie können zwar die Kunstwerke ihrer Ahnen nachbilden, aber sie haben nicht den Schöpferfunken wie diese. Sie haben nicht einmal die Phantasie, um eigene Werke zu erschaffen. Natürlich muß es ein Original geben, nach dem der Zwotter eine Kopie angefertigt hat. Äußerlich unterscheiden sich beide

14

überhaupt nicht voneinander. Der Unterschied liegt tiefer - nicht in der optischen Erfassung, sondern in der geistigen.“

„Woran hast du die Fälschung erkannt, Harzel?“

„Das Ding war tot, unbeseelt“, antwortete er. „Die Kunst der Prä-Zwotter dagegen hat ih-re unverkennbare Ausstrahlung. Die Zwotter sind für diese parusischen Sendungen leider überhaupt nicht empfänglich, deshalb glauben sie mich mit Fälschungen täuschen zu können. Komm, Virna, ich werde dir zeigen, was den Wert der Prä-Zwotter-Kunst aus-macht.“

Er zog sie mit sich. Sie kamen durch einen breiten, niedrigen Gang ohne Türen. Er war an die fünfzig Meter lang und endete vor einem Panzerschott.

„Das ist der Zugang zu meinem Heiligtum“, sagte Harzel-Kold. „Kein Mensch außer mir hat es bisher betreten. Du bist der erste, der diese Wunderwerke schauen - und fühlen soll.“

Noch während des Sprechens öffnete er das schwere Schott. Es glitt lautlos auf, und Virna schauderte, als ihr kalte, modrige Luft entgegenschlug.

Als das Schott aufgeglitten war, schaltete sich automatisch die Beleuchtung ein, und Virna blickte in ein riesiges Gewölbe, das von dicken Säulen getragen wurde.

Dazwischen standen Podeste mit fremdartigen Plastiken darauf, der Boden war an manchen Stellen mit Reliefplatten belegt, an den Wänden hingen meist großformatige Bilder, die so echt wirkten, daß Virna glaubte, durch Fenster in eine fremde, unverständliche Welt zu blicken.

Hinter ihr schloß sich das Schott mit einem leisen Seufzer. Von irgendwoher drang ein Wispern in ihren Kopf und verwirrte ihren Geist. Panik ergriff von ihr Besitz.

„Ich sehe es dir an, Virna, daß du die parusischen Sendungen der paraplasmatischen Exponate empfängst“, sagte Harzel-Kold und drückte ihre Hand. „Aber deine Angst ist unbegründet, Virna. Wenn du öfter mit mir hier herkommst, wirst du erkennen, daß nichts Unheimliches oder Bösartiges in den Sendungen liegt. Jetzt bin ich sicher, daß du den Weg zur Erleuchtung mit mir gehen wirst.“

„Laß mich hier heraus“, bat Virna verzweifelt. „Ich ertrage das nicht länger.“

„Pst, kleine Virna“, flüsterte er zärtlich und drückte sie an sich. „Wenn du die erste Panik überwunden hast, dann wirst du den eigentlichen Wert der Sendungen erkennen. Mir er-ging es nicht anders ...“

Sie war ihm dankbar, daß er den Arm um sie schlang. Sein Körper war der einzige Quell von Wärme an diesem von unheimlichen Leben beseelten Ort der Kälte.

Harzel-Kold führte sie zu einer Wand, auf der ein monumentales Gemälde hing. Es war sieben Meter lang und drei Meter hoch, und auf den ersten Blick schien es, als stelle es nur eine Fülle verschiedenfarbiger Linien dar.

„Sieh hin, Virna“, verlangte Harzel-Kold beschwörend und hielt ihren Kopf, als sie sich abwenden wollte, „und werde Zeuge einer wundersamen Verwandlung durch posthume Geisteskraft, die die Äonen überdauert.“

Noch während er sprach, sah Virna, daß sich die Struktur der Linien veränderte. Das Bild bekam auf einmal Tiefe, es wurde räumlich. Aus der Tiefe näherte sich ein glühender Punkt, wurde zum rotierenden Glutball einer Sonne. Die Sonne explodierte, und ihre Fragmente vereinigten sich wie die Teile eines Puzzles zu einem neuen Bild.

Dieses war nicht nur dreidimensional, sondern dazu auch noch vielschichtig, so als hätte der unbekannte Künstler verschiedene Dimensionen gleichzeitig einfangen wollen. Wie bei einem mehrfach belichteten Film waren verschiedene Szenen überlagert, so daß man sie kaum auseinanderhalten konnte. Dazu kam noch, daß sich die Darstellungen beweg-ten.

15

Virna sah etwas wie einen rotierenden Kreisel, der sich funkeinsprühend drehte und in den Hintergrund entschwand. Gleichzeitig waren ein grenzenloser Himmel und die Wände einer kathedralenartigen Halle zu sehen. Schatten von Wesen huschten darüber, die in etwa an Zwotter erinnerten.

Und während all diese Eindrücke auf sie einströmten, vernahm sie wie aus weiter Ferne Harzels Stimme:

„Ich nenne es das Krönungsbild. Was siehst du, Virna? Erinnern dich die Szenen nicht auch an eine Ehrung, die dem Weltenherrscher zuteil wird? Er, wie immer auch sein Name gewesen sein mag, hat seinem Volk die höchste Erfüllung gebracht. Er hat ihnen gezeigt, wie sie sich entfalten können, dafür haben sie ihn zu ihrem König erwählt...“

Im Hintergrund des Bildes tauchte die Gestalt eines Zwotters auf und schoß auf Virna zu, bis sein derbes Gesicht die gesamte Fläche beanspruchte und das Bild zu sprengen drohte. Virna schrie auf und taumelte. Sie war am Rand eines Nervenzusammenbruchs.

„Ich habe noch einen Hinweis auf die Existenz dieses weisen Prä-Zwotterkönigs“, sagte Harzel, der Virnas Aufschrei gar nicht gehört zu haben schien.

Er zerrte sie zu einer Vitrine, in der ein faustgroßes Ei von bläulicher Färbung lag.

„Ich bekam dieses Ei Von einem Zwotter, den ich später nie mehr gesehen habe“, fuhr Harzel fort. „Es ist aus einer anderen Legierung als die übrigen Kunstwerke. Wahrscheinlich wurde es unter anderen Voraussetzungen erschaffen. Der Zwotter, der mir das Ei kostenlos überließ, nannte es Das Auge des Königs. Und ich bin sicher, daß es ein Andenken an jener! König ist, der vor urdenklichen Zeiten den Umschwung für die Vorfahren der Zwotter brachte. Ihm allein haben wir die Entstehung dieser Kunstwerke zu verdanken, die Zeugnis von der Größe seines Volkes ablegen. Noch ist es mir ein Rätsel, was zum Untergang dieses hochentwickelten Volkes geführt hat. Aber bald werde ich die letzten Geheimnisse enthüllt haben.“

Virna hatte plötzlich den Eindruck, daß das Ei um seine Längsachse rotiere. Die Umrisse verschwammen, das Ei schrumpfte, wurde zu einer nebligen Kugel, die sie unwillkürlich an die Dunkelwolke der Provcon-Faust erinnerte. Virna wandte sich abrupt ab, bevor das geheimnisvolle Gebilde sie in den Bann schlagen konnte. Als sie danach vorsichtig in die Vitrine blinzelte, war dort wieder nur noch das bläulich schimmernde Ei.

„Willst du wissen, auf welche Weise diese Kunstwerke entstanden sind, Virna?“ sagte Harzel erregt. „Weißt du, woraus die Prä-Zwotter sie erschaffen haben?“

„Nein, ich will es nicht hören!“ rief sie verzweifelt. „Ich möchte fort. Bring mich hinaus, Harzel.“

„Sie haben sie aus sich selbst erschaffen“, fuhr der Vincraner unbeirrbar fort. „Sie haben die Plastiken und Tiefenbilder und Reliefs nicht manuell erarbeitet, sondern allein kraft ihres Geistes erschaffen. Deshalb nenne ich sie Psychode. Und der Stoff, aus dem die Plastiken geformt und die Bilder komponiert wurden, wurde ebenfalls durch bloße Geisteskraft entwickelt. Deshalb diese starken psionischen Sendungen, Virna. Das ist der Sieg des Geistes über die Materie. Das Material dieser Kunstwerke ist weder organischer noch synthetischer Natur - das ist Paraplasma - ein Stoff, der die Ewigkeit überdauert. Sage selbst, ist es dann, wenn man an diesem Punkt angelangt ist, noch abwegig zu glauben, daß die Prä-Zwotter auch die Provcon-Faust erschaffen haben?“

„Ja, sicher, Harzel“, sagte sie. „Ich bin überzeugt, daß du mit deiner Theorie recht hast. Aber, bitte, laß uns jetzt gehen.“

„Verstehst du denn nicht, Virna“, sagte er leidenschaftlich. „Ich möchte, daß du das alles mit mir teilst. Ich brauche dich. Ich liebe dich.“

„Aber nicht hier, Harzel. Überall sonst, nur nicht hier!“

Ihr Flehen verhallte ungehört, und ihr Widerstand war nur kurz und nicht besonders heftig. Es fiel ihr auch nicht schwer, in seinen Armen die gespenstische Umgebung zu ver-

16

gessen. Denn Harzel-Kold war zärtlich und einfühlsam und trotzdem von einer Leidenschaft, die sie einem Vincraner nie zugetraut hätte.

In diesen Minuten begann sie zu hoffen, daß doch noch alles gut werden würde.

Doch bald mußte sie erkennen, daß seine Leidenschaft nur Strohfeuer gewesen war. Es war das einzige Mal, daß er ihr seine Zuneigung bewies.

4.

Virna wollte sich nicht eingestehen, daß es ein Fehler gewesen war, Harzel nach Zwottertracht zu folgen. Sie versuchte, das Beste aus der Situation zu machen, und redete sich ein, daß sich noch alles zum Guten wenden würde.

Sie bekam Harzel nur selten zu Gesicht. Die meiste Zeit über sperrte er sich in seinem Museum ein, und wenn er für kurze Zeit herauskam, etwa, um sich mit Proviant zu

versor-gen oder Blinizzer nach Kunstangeboten zu fragen, dann war er nur noch schwermütiger.

Virna versuchte alles Mögliche, um ihn aufzumuntern. Sie bat ihn, ihr die weitere Umge-bung der Oase zu zeigen, wollte ihn zu Expeditionen ins Landesinnere überreden, doch er ließ sich nicht dazu bewegen.

Es war eine Woche nach dem Vorfall in der musealen Halle, als sich Harzel dazu über-reden ließ, das Frühstück mit ihr auf der Dachterrasse seiner Burg einzunehmen.

Blinizzer war ein perfekter Koch und Diener. Er servierte gedörrtes Kakteenfleisch zu Blütentee und Molchlaich. Es schmeckte Virna vorzüglich. Harzel saß nur brütend da, er rührte nichts an.

„Laß uns heute hinausfahren“, brach Virna schließlich das Schweigen. „Blinizzer ist sicher, daß heute kein größerer Sturm zu erwarten ist.“

Harzel nickte.

„Blinizzer hat fürs Wetter ein besseres Gespür als ich.“

„Dann könnten wir doch einen Tagesausflug machen.“

„Warum fährst du nicht mit Blinizzer hinaus“, schlug er ihr vor. „Er kennt diese Gegend wie kein anderer. Ihr könnt den Geländewagen nehmen, darin könnt ihr den ärgsten Sturm überstehen. Blinizzer ist ein exzenter Fahrer. Aber erinnere ihn daran, daß er für dich eine Atemmaske mitnimmt...“

„Ich will nicht mit Blinizzer hinausfahren, sondern mit dir, Harzel“, unterbrach sie seinen Redeschwall. „Ich bin seit Tagen hier eingesperrt, habe dich kaum zu Gesicht bekommen und konnte kein Wort mit dir wechseln. Ich brauche die Aussprache mit dir. Was ist los mit dir, warum versteckst du dich?“

„Ich verstecke mich nicht“, erwiderte er. „Ich dachte nur, dein Platz würde an meiner Sei-te sein, Virna, habe so sehr gehofft, daß du meine Interessen mit mir teilen würdest. Ich habe mich nicht versteckt, Virna, sondern auf dich gewartet. Die Panzertür stand immer offen.“

Sie schüttelte sich bei dem Gedanken an diese kalte Gruft.

„Ich gehe da nicht mehr hinein“, sagte sie entschieden. „Du kannst von mir nicht verlan-gen, daß ich dieses Mausoleum eines untergegangenen Volkes betrete. Ich fühle mich dort von den Geistern der Vergangenheit bedroht.“

Er blickte hoffnungsvoll zu ihr hinunter.

„Dann spürst du es, du kannst die Sendungen empfangen. In diesem Fall darf ich hoffen. Es ist noch nichts verloren, ich werde dich auf den rechten Weg bringen.“ Er beugte sich über den Schieferfisch und ergriff ihre kalten Hände. „Ich habe mich dumm benommen, Virna, verzeih mir. Aber du mußt mich verstehen, die Psychode sind mein Lebensinhalt. Ich habe es mir zur Aufgabe gemacht, ihr Geheimnis zu ergründen. Und ich war ent-täuscht, als du dich von mir abwandtest.“

17

„Das siehst du falsch, Harzel...“

„Ich weiß, ich habe mich getäuscht“, gestand er. „Aber wir können noch einmal von vor-ne beginnen.“

„Dann fährst du mit mir hinaus?“

„Ja - später.“ Er erhob sich geschäftig, „Es war ein Fehler, dich sofort der geballten Strahlung aller Psychode auszusetzen. Du brauchst eine Anlaufzeit, um dich daran zu gewöhnen. Ich werde dir dabei helfen, indem ich dich Stück für Stück mit den Kunstwerken vertraut mache. Du brauchst nicht mehr in mein Heiligtum zu kommen, solange du im Umgang mit den Kunstwerken nicht vertraut bist. Ich weiß, was zu tun ist.“

Mit diesen Worten verschwand er. Sie blieb sitzen, starre gedankenverloren vor sich hin, in dem Bewußtsein, daß Harzel und sie aneinander vorbeigeredet hatten.

Ungefähr eine halbe Stunde später kam Blinizzer und forderte sie singend auf, ihm in ih-ren Schlafsaal zu folgen. Als sie den Raum betrat, sah sie am Kopfende ihres Hünenbetts eine große Plastik stehen, die ein kauerndes Wesen mit zwei Köpfen darstellte. Die Dar-stellung war allerdings nicht naturalistisch, die Extremitäten verschmolzen mit dem Körper und bildeten ein schwungvolles Ganzes, aus dem nur die kugeligen Köpfe auf einem lan-gen, teleskopartigen Hals herausragten.

„Dies ist der gangbarste Weg“, erklärte Harzel dazu, der auf die Plastik gestützt dastand. „Du sollst zuerst mit einem einzigen Psychod zusammenleben, und wenn du deine Scheu verloren hast, werde ich dir ein zweites zur Seite stellen. Das setzen wir solange fort, bis du stark genug bist, mit mir das letzte Stück des Weges zur Illumination zu gehen.“

„Schaff diesen häßlichen Klumpen aus dem Raum“, verlangte Virna hysterisch. „Wenn ich neben diesem Ding schlafen muß, werde ich noch wahnsinnig. Bring es bitte weg, Harzel.“

„Das geht nicht“, sagte er fest. „Du mußt dich an das Zusammenleben mit den Psycho-den gewöhnen.“

Sie hätte schreien mögen oder weinen, aber sie tat beides nicht, sondern lief einfach davon. Irgendwann fand sie sich inmitten des Kakteenwalds, ohne genau zu wissen, wie sie dahin gekommen war.

Bald darauf heulte die Sturmsirene auf, und sie mußte ins Haus zurückkehren. Sie schaffte es gerade noch, bevor die automatischen Schutzläden sich schlossen.

Als sie in ihren Schlafsaal kam, stand dort immer noch das Psychod. Sie legte sich trotz aller Ängste aufs Hünenbett und versuchte sich zu entspannen. Aber es gelang ihr nicht. Das Psychod hinter ihr stellte eine Bedrohung dar, die sie einfach nicht ignorieren konnte. Schließlich hielt sie es nicht länger aus, verließ ihren Schlafsaal und wanderte durch das Gebäude.

Sie kam über einen winkeligen Stiegenaufgang zu einem der Obergeschosse, in dem sie noch nie gewesen war. Dort fand sie eine kleine Kammer, in der einige Strohmatten und Decken lagerten. Daraus machte sie sich ein Lager.

Irgendwann mußte sie eingeschlafen sein, denn sie schreckte benommen hoch, als sie ein Geräusch vernahm. Sie öffnete die Augen und wurde von einem Stablicht geblendet, das ein Zwotter hoch über den Kopf hielt. An der Stirnseite erkannte sie Blinizzer.

„Was wofür und macht Angst groß?“ fragte er singend. „Das Fluchtzurückziehen?“

„Ja, ich habe dort unten Angst“, gestand sie. „Wirst du mich verraten, Blinizzer? Du darfst Harzel nichts davon sagen.“

„Ehr' und Wort!“ sang Blinizzer. „Blinizzer unverräterisch.“

Sie war beruhigt. Blinizzer blieb bei ihr, bis sie eingeschlafen war.

*

18

In der folgenden Zeit fand sie in Gesellschaft der Zwotter Vergessen.

Sie fuhr oft mit Blinizzer im Geländewagen in die Wüste hinaus. Er war wirklich ein guter Fahrer und entwickelte dabei eine geradezu kindliche Begeisterung.

Er fuhr mit ihr in die Berge, und wenn es mit dem Wagen nicht weiterging, dann setzten sie den Weg zu Fuß und über verschlungene Pfade fort. Von hochgelegenen Aussichts-punkten beobachteten sie das Treiben in den vegetationsreichen Schluchten,

bis einer der Sandstürme aufkam und sie Zuflucht in Felsspalten oder Höhlen suchen mußten.

Blinizzer war darauf bedacht, daß sie stets eine Atemmaske bei sich hatte. Er war fürsorglich darum bemüht, daß es ihr auch während der strapaziösen Expeditionen an nichts fehlte.

Nur Virnas Neugierde konnte er nicht ganz befriedigen. Er beantwortete zwar alle ihre Fragen, nur fiel es ihr schwer, sein gesungenes Kauderwelsch auch immer zu verstehen.

Über sein Volk befragt, gab Blinizzer nicht endenwollende Arien von sich, wobei er jedoch seine Muttersprache mit dem Vincranischen und dem Interkosmo vermischtet.

Virna erfuhr immerhin soviel, daß sie sich ein ungefähres Bild über die Zwotter machen konnte.

Sie waren ein bescheidenes Völkchen ohne besondere Ambitionen. Technik besaßen sie so gut wie überhaupt nicht. Aber sie verstanden es, sich die vincranische Zunutze zu machen. Blinizzer deutete sogar an, daß es auf Zwottertracht eine Transmitterverbindung gab, aber er machte keine Anstalten, sie ihr zu zeigen. Ebenso wie er nicht um Ausreden verlegen war, wenn sie verlangte, daß er sie zu einer Siedlung seines Volkes bringen soll-te.

Die Sprache kam auch unvermeidlich auf die Ureinwohner von Zwottertracht. Blinizzer kannte viele Geschichten über sie, doch war sein diesbezüglicher Gesang so verwirrend, daß Virna nur wenig davon verstand. Nach und nach kam sie dahinter, daß es sich um einander kraß widersprechende Legenden handelte.

Die eine besagte, daß die Götter der Sonne die Kraft genommen hatten, um sich an ih-ren Strahlen in ein Reich ohne Staub hochzuziehen. Eine andere wußte davon zu berich-ten, daß übergeordnete Mächte die Götter im Goldstaub ersticken hätten, als sie zu ver-messen wurden. Und dann hieß es wiederum, daß die Ureinwohner ins Riesenhafte ge-wachsen seien, bis jeder von ihnen größer als ihre Welt war und sie zu einer anderen ge-hen mußten. Bevor sie jedoch endgültig verschwanden, erschufen sie die zwergenhaften Zwotter, die ihr Erbe verwalten sollten.

„Was verstehst du unter Erbe verwalten, Blinizzer?“ fragte sie.

Er machte eine umfassende Bewegung, die ganz Zwottertracht einschloß und ließ einen langen Gesang vorn Stapel. Virna hörte nur heraus, daß es die Aufgabe der Zwotter sei, einfach zu leben.

Die Mythen der Zwotter enthielten jedoch keine Aussage darüber, ob sie die Nachkom-men der Ureinwohner waren. Darauf angesprochen, meinte Blinizzer auf seine typisch singende Art, daß er in diesem Punkt voll und ganz der Aussage Harzel-Kolds glaube, und Harzel war überzeugt, daß die Zwotter von den Ureinwohnern abstammten.

Als Virna das Gespräch auf die Kunstwerke brachte, da wurde Blinizzer ganz ehrfürchtig. Er hielt sie für die größten Wunderwerke des Universums und schwelgte in bombasti-schen Wortschöpfungen. Es wurde aber deutlich, daß er ihren Wert nicht selbst erkannte, sondern sich da allein auf Harzels Urteil verließ, wie alle anderen Zwotter auch. Und wie alle Zwotter, konnte Blinizzer die psionische Sendung der Psychode nicht empfangen. Das war auch der Grund, wieso sie nicht verstanden, daß Harzel ihre so perfekt ausge-führten Fälschungen erkannte. Denn die Zwotter bildeten sich etwas darauf ein, daß sie jedes Ding nachbauen konnten. Nur an der Kunst ihrer wahrscheinlichen Stammväter ver-sagten sie.

Warum sie es dann nicht ließen? wollte Virna wissen. Auch darüber gab es eine Legende, die jedoch weniger unwahrscheinlich als die anderen klang.

Demnach war den Zwottern von den Göttern aufgetragen worden, die Psychode über alle Welten in der Provcon-Faust zu verteilen. Sie durften nicht an einem Ort gehortet werden, sondern sollten allen Interessierten zugänglich sein. Die Psychode sollten das Symbol der Macht der verschwundenen Götter darstellen, und ihre Ausbreitung sollte die Größe ihres Reiches symbolisieren.

So war es nicht verwunderlich, daß Harzel-Kold zum erstenmal auf Vincran mit einem Psychod Bekanntschaft gemacht hatte und daß die meisten Stücke seiner Sammlung von anderen Welten innerhalb der Provcon-Faust stammten und nur ganz wenige, wie etwa Das Auge des Königs, von Zwottertracht selbst.

Virna holte diese Erkundigungen ein, weil sie glaubte, daß dieses Wissen ihr helfen könnte, sich Harzel besser anzulegen und ihn so doch noch für sich zu gewinnen.

Aber das Gegenteil war der Fall. Sie erkannte nämlich immer mehr, daß Harzel den Psychoden hoffnungslos verfallen war. Er stand förmlich in ihrem Bann, er war ein Besessener im wahrsten Sinne des Wortes. Als Virna das erkannte, wehrte sie sich noch vehementer, denselben Weg wie er zu gehen.

*

Es kam die Zeit, da verlor Virna die Lust am Reisen. Sie ging kaum mehr aus dem Haus. Die goldenen Staubfontänen, die über den Himmel wanderten, der bei der Dämmerung violett verfärbte Himmel, der morgendliche Tau auf den Kakteen, das nächtliche Lichterspiel der staubdurchsetzten Atmosphäre und der unwirkliche Widerschein der fernen paraplasmatischen Sphäre, wie Harzel die Dunkelwolke nannte, in die die Sonna Zwotta und ihre drei Planeten eingebettet waren - das alles hatte seine Faszination verloren.

Diese Welt war für Virna nur noch unwirklich und ohne jeden Reiz. Auch die kindliche Unbekümmertheit der Zwotter war kein Ausgleich, Blinizzers Bemühungen, sie bei Laune zu halten, konnten sie von ihren trüben Gedanken nicht ablenken, seine Fürsorglichkeit wurde ihr zuwider. Es kam soweit, daß sie sich dazu hinreißen ließ, ihn zu beschimpfen. Blinizzer blieb daraufhin aus.

Virna lernte die Einsamkeit kennen. Sie wartete in ihrer Kemenate, wie sie ihr geheimes Schlafzimmer nannte, von einer Sturmwarnung zur anderen, lauschte auf die Geräusche, wenn sich die automatischen Läden vor die Öffnungen schoben und auf das folgende Heulen des Sturmes oder das Trommeln der Hagelgeschosse.

In ihrem Schlafsaal standen schon vier Skulpturen rund um das Bett, die eine Wand zierte ein kolossales Gemälde. Virna warf nur einen Blick hinein und wandte sich dann schaudernd ab.

Immerhin war Harzel-Kold noch nicht dahintergekommen, daß sie ihre Nächte woanders verbrachte.

Sie sah ihn nur selten. Er verbrachte immer noch die meiste Zeit in seinem musealen Mausoleum. Wenn er auftauchte, dann war seine erste Frage:

„Hat man nichts von dem Zwotter gehört, der mir die Fälschung andrehen wollte? Ist er nicht zurückgekommen, um mir das Original der Aufsteigenden Tränen zu bringen?“

Blinizzer mußte jedes Mal verneinen. Harzel-Kold war sichtlich enttäuscht.

„Ich muß dieses Psychod haben“, sagte er. „Verstehst du mich, Virna? Wenn ich von der Existenz eines Psychods erfahren, dann kann ich nicht eher ruhen, als bis ich es in meinen Besitz gebracht habe. Vielleicht befinden sich die Aufsteigenden Tränen gar nicht mehr auf Zwottertracht?“

„Blinizzer hat mir gesagt, daß du die meisten der Psychode auf anderen Welten aufgetrieben hast“, sagte sie.

„Das ist richtig“, bestätigte er. „Es war schwierig, sie zu erwerben. Aber es hat sich gelohnt... Wie ist dein Schlaf, Virna?“

„Ausgezeichnet.“

„Glaubst du, dich überwinden zu können, mich in mein Heiligtum zu begleiten?“

„Nein!“ Sie schrie es fast - und lief davon. Sie sperrte sich in ihre Kemenate ein. Es dauerte nicht lange, dann vernahm sie Blinizzers näherkommenden Gesang. Sie öffnete ihm.

„Ach, wie Weh und Trauer“, sang er ihr mit weinerlicher Stimme vor. „Fürchterlich Trau-er-Kopf und gedankenschwer.“

„Du hast es richtig erkannt“, stimmte sie zu. „Es ist nicht mehr auszuhalten.“

„Aber nein und nein. Was Irrtum!“ berichtigte Blinizzer. „Harzel-Kold aber Traurigkeit von dir.“

„Das hat er sich selbst zuzuschreiben“, rechtfertigte sie sich. „Er kann von mir nicht verlangen, daß ich mich den Sendungen der Psychode hingabe. Ich würde den Verstand verlieren.“

Blinizzer zog sich mit kreischendem Singsang zurück.

Am nächsten Morgen blieb der Hagel aus. Virna begab sich auf die Terrasse. Das ganze Land war in Staubnebel gehüllt. Alles war grau in grau.

Virna kehrte nach unten zurück, durchstreifte die endlos scheinenden Gänge der Burg. Um das Panzerschott zum Museum machte sie einen großen Bogen. Sie konnte dennoch nicht verhindern, daß sie Harzel in die Arme lief.

Er bebte am ganzen Körper. Er hatte eine noch blassere Haut als sonst. Seine Augen brannten wie im Fieber.

„Wo ist es?“ herrschte er sie an und packte sie brutal an den Armen. „Wo hast du es? Was hast du damit gemacht?“

Er schüttelte sie dabei so heftig, daß sie kein Wort hervorbrachte. Plötzlich ließ er sie los und holte mit der flachen Hand aus. Sie schrie mehr aus Überraschung als aus Angst vor Schlägen auf. Das brachte ihn zur Besinnung.

Er ließ die Schultern kraftlos hängen und sagte mit apathischer Stimme:

„Warum hast du das getan, Virna? Du hättest es nicht wegnehmen sollen. Sag mir wenigstens, wo du es versteckt hast.“

„Ich weiß nicht einmal, wovon du sprichst.“

„Ich meine Das Auge des Königs. Ich habe es an dein Bett gebracht, weil ich annahm, daß der König dich in deiner ganzen Schönheit sehen wollte. Was hast du mit dem Auge des Königs gemacht?“

Nun konnte sie nicht mehr umhin, ihm zu gestehen, daß sie diese Nacht nicht in ihrem Schlafsaal verbracht hatte und auch die vorangegangenen nicht.

„Ich habe es einfach nicht ausgehalten, Harzel. Verzeih mir, aber ich glaube, ich bin nicht die Partnerin, die du dir erträumst. Ich habe nicht einmal gewußt, daß du das eiförnige Psychod an mein Bett gestellt hast. Ich weiß wirklich nicht, wo es sein könnte.“

Er nickte nur geistesabwesend. Dann sagte er etwas, das sie an seinem Verstand zwei-feln ließ.

„Hat der König sich sein Auge zurückgeholt? Ich wußte, daß ich es eines Tages verlieren würde, denn der Zwotter, der es mir überbrachte, hat dies angedeutet.“

Er wollte sich davonschleichen, doch Virna hielt ihn zurück.

„Harzel, ich muß mit dir sprechen“, sagte sie. „Es wird Zeit, daß ich dir die Wahrheit sage. Bis jetzt habe ich dich getäuscht - nicht aus böser Absicht, denn ich habe auch mir selbst etwas vorgemacht...“

21

„Sprich nicht weiter“, sagte er und hob die Hand. „Ich bitte dich, dir noch einmal alles zu überlegen, bevor du irgend etwas sagst, was du später bereuen könntest. Wenn ich zurückkomme, können wir über alles reden. Ich bin sicher, daß du die nötige Distanz gewinnst, wenn ich dich für eine Weile allein lasse.“

„Wenn du zurückkommst?“ fragte sie entgeistert. „Wohin willst du?“

„Ich verlasse Zwottertracht auf unbestimmte Zeit und mache mich auf die Suche nach den Aufsteigenden Tränen“, antwortete er. „Ich muß dieses Psychod in meinen Besitz bringen, koste es was es wolle! Du kannst sicher sein, Virna, daß ich nicht mit leeren Händen zurückkomme.“

„Nein, nein!“ Sie wußte nicht, wie oft sie dieses eine Wort immer wieder sagte. „Ich bleibe nicht hier. Du mußt mich mitnehmen.“

„Aber die Suche nach dem Psychod wird kein Spaziergang, Virna, sondern ein beschwerliches und sicherlich auch gefährliches Unternehmen.“

„Egal, mein Entschluß steht fest!“ erklärte sie. In plötzlicher Eingebung fügte sie hinzu: „Du kannst mich auf Gää absetzen, wenn du mich nicht mitnehmen willst.“

Gää! Dieser Name hatte auf einmal einen magischen Klang für sie.

„Wir werden eine Nacht darüber schlafen“, sagte Harzel-Kold nur.

Virna umarmte ihn und nahm sich vor, ihn bis zur Abreise nicht mehr loszulassen. In ihr war die furchtbare Angst erwacht, daß er sich davonschleichen könnte, um ohne sie abzufliegen.

Sie redete ihm solange zu, bis er sich bereiterklärte, die nächste Nacht in ihrer Kemenate zu verbringen. Virna bekam kein Auge zu, sie hielt Wache.

Auch am nächsten Tag wich sie nicht von Harzel-Kolds Seite und war ihm bei den Reisevorbereitungen behilflich. Zwischen ihnen fiel kein einziges Wort. Harzel war noch schwermütiger und deprimierter als sonst, und Virna wußte, daß dies ihre Schuld war. Sie hatte ihn bitter enttäuscht. Aber sie konnte es nicht ändern.

In der kommenden Nacht war es dann soweit: Das kleine Raumschiff startete, und Virna war an Bord.

Virna wagte es nicht einmal jetzt, Harzel zu gestehen, daß sie von ihm ein Kind erwarte-te, weil sie fürchtete, daß er sie dann nicht nach Gää bringen würde.

Zwischenspiel: Januar 3586

„Virna Marloy setzte ihren Willen tatsächlich durch, und Harzel-Kold brachte sie zum Raumhafen von Soltown“, endet der Mann seine Erzählung.

Das Sprechen hat ihn nicht ermüdet, ganz im Gegenteil, er wirkt jetzt erholter, das Aschgrau ist aus seinem Gesicht gewichen, und es zeigt nun ein für ihn gesundes Albinoweiß. Als er sich von der Schlafstätte erhebt und zu der Wandbar geht, wirkt sein Gang geschmeidig und kraftvoll. Die Ambientepsychologin blickt ihm bewundernd und verwirrt zugleich nach. Er ist als schutzsuchendes Kind zu ihr gekommen, jetzt hat er sich zum Mann regeneriert und bringt so ihre ohnehin zwiespältigen Gefühle durcheinander.

An der Bar angekommen, dreht er sich fragend nach ihr um, und sie wird sich augenblicklich wieder bewußt, wie gut sein Gesicht ins sogenannte „Kindchen-Schema“ paßt. Das Kindergesicht mit der hohen, vorgewölbten Stirn und dem unschuldsvollen Ausdruck ist wie geschaffen, um bei jedermann den Pflegetrieb auszulösen.

„Weißt du, Cilla“, fährt er fort, als er mit zwei Drinks zurückkommt.

„Virna Marloy hatte eigentlich nichts außer ihrer selbstlosen Opferbereitschaft zu bieten. Sie drängte sich deshalb für diese Rolle förmlich auf. Aber tatsächlich fand das Zusammentreffen mit Harzel-Kold rein zufällig statt.“

22

„Und warum erinnere ich dich an sie?“ fragt die Frau. „Sehr schmeichelhaft finde ich das gerade nicht, wenn du von Virna Marloy eine so schlechte Meinung hast.“

Er lächelte entwaffnend.

„Du siehst ihr ähnlich, das habe ich ausdrücklich betont“, sagte er und nippt an seinem Drink. „Dazu kommt noch ein gewisser Hang zur Nächstenhilfe, aber sonst habt ihr nichts gemeinsam. Virna war im Grunde genommen ein dummes Geschöpf, bar jeglicher Interesse. Ihre romantische Ader kann ich nicht als Plus werten. Du dagegen hast einen ausgeprägten Intellekt. An dir fasziniert mich weniger das Aussehen als die Persönlichkeit, die du darstellst. Und dann ist da ein ganz wichtiger Punkt, der den Ausschlag gegeben hat.“

„Und der wäre?“ fragt sie und denkt dabei: Man muß ihm beim Reden nur „zuhören“, ohne ihm „zuzuschauen“, dann offenbart er seinen Charakter deutlicher.

„Ich fühle mich zu dir außergewöhnlich stark hingezogen“, sagt er mit einer Betonung, als handle es sich um eine tiefgreifende Erkenntnis.

„So, so“, meint sie belustigt. „Das hat mir noch kein Mann gesagt.“

„Ich meine das anders“, erwidert er leicht ungehalten. „Ich habe vorhin meine Paratender erwähnt. Das alles sind Menschen, die geistig mit mir auf einer Wellenlänge liegen. Ich nenne es eine PSI-Affinität, die es zwischen uns gibt. Aber während die Paratender nur Perzipienten für meine Sendungen sind, habe ich bei dir das Gefühl, daß du mir gleichwertiger bist. Verstehst du, ich bin mit dir stärker psi-affin als mit allen anderen. Du bist mehr als ein Empfänger, du sendest auch. Unbewußt vielleicht nur, aber ich merke den Unterschied.“

„Tatsächlich?“ Sie gibt sich unsicher und zeigt leichtes Unverständnis. „Irgendwie machst du mir Angst. Wechseln wir lieber das Thema. Erzähle mir, was weiter mit Virna Marloy geschah. Bekam sie ihr Kind?“

„Was sonst? Würde ich sonst vor dir stehen?“

„Moment, das muß ich erst verdauen. Willst du sagen, daß sie deine Mutter war und Harzel-Kold dein Vater?“

„Die beiden haben mich gezeugt, und deshalb gelten sie in landläufigem Sinn als meine Eltern. Aber was ich bin, das habe ich nicht ihrem Erbgut zu danken. Sie haben mir zum Leben verholten, mehr nicht. Meine geistigen Eigenschaften jedoch, mein Ich...“

„Nicht so hastig“, unterbricht ihn die Frau. „Laß uns eines nach dem anderen klären, damit ich nicht die Übersicht verliere. Du hast gesagt, daß Virna Marloy im Jahre 3491 nach Zwottertracht ging.“

Er lächelt sein unwiderstehliches Jungenlächeln.

„Und neun Monate später wurde ich geboren. Sieht man mir an, daß ich im vierundneunzigsten Lebensjahr stehe?“

„Nein, ganz und gar nicht.“

3492: Harzel-Kold

5.

Galinorg kam etwas früher zum Treffpunkt, aber die Frau war schon da. Als er den Konferenzraum betrat, sprang sie von ihrem Platz am Tisch auf; etwas zu schnell, denn

sie mußte sich am Tischrand stützen. Sie trug ein vincranisches Hosenkleid, aber nicht aus Tradition, sondern der gäanischen Mode gehorchend. Sie war keine Vincranerin. Vielleicht trug sie das lose Gewand auch nur, um ihren Zustand zu verbergen. Sie war schwanger.

„Sind Sie der Vaku-Lotse Galinorg?“ sagte sie mit atemloser Stimme. „Ich heiße Virna Marloy. Bitte, nehmen Sie Platz.“

23

Er nickte dankend, setzte sich ihr gegenüber an den Tisch. Sie hatte ein rundes, aufge-dunsenes Gesicht, dennoch zeigten sich um ihre Mundwinkel tiefe Kerben.

„Was kann ich für Sie tun?“ fragte er höflich.

„Man hat mir gesagt, daß Sie mir weiterhelfen können“, sagte sie zwischen hastigen Atemzügen. „Ich versuche schon seit Wochen, mit Harzel-Kold Kontakt zu bekommen, aber niemand kennt seinen Aufenthalt. Durch Zufall erfuhr ich, daß sie ihn auf einer Expedition zum fünften Planeten des PROV-Systems begleiteten. Stimmt das?“

„Es ist richtig“, bestätigte Galinorg.

„Wissen Sie, wo sich Harzel-Kold jetzt aufhält?“

„Er wollte in die Dunkelwolke zurückkehren.“

„Nach Zwottertracht?“

„Das sagte er zumindest.“

Virna Marloy biß sich auf die Lippen und machte ein Gesicht, als seien ihre schlimmsten Befürchtungen eingetroffen. Sie schien mit sich um einen Entschluß zu ringen, bis sie endlich aufsah und mit leiser Stimme und fast widerwillig sagte:

„Würden Sie mich nach Zwottertracht fliegen?“

„Das ist nicht zu machen. Ich habe mich entschlossen, für eine Weile in Soltown zu blei-ben.“

„Ich werde Sie gut bezahlen“, versprach sie, holte eine Kreditkarte hervor und legte sie vor ihn auf den Tisch. „Hier nehmen Sie, das sind meine gesamten Ersparnisse. Sie kön-nen darüber verfügen.“

„Es geht mir nicht um Geld“, sagte Galinorg fest. „Wenn es sein müßte, würde ich Sie auch umsonst an jeden gewünschten Ort fliegen. Aber ich meine, daß Sie in Ihrem Zu-stand auf Gää besser aufgehoben sind.“

„Es ist Harzels Kind“, sagte sie.

„Das macht keinen Unterschied. Sie hätten sich über die möglichen Folgen im klaren sein müssen, bevor Sie sich mit einem Vaku-Lotsen einließen. Sie können Harzel-Kold jetzt nicht zur Rechenschaft ziehen.“

Galinorg hatte alles gesagt. Er wollte sich das Gejammer der Gäänerin, die sich mit ihrem Kind im Stich gelassen fühlte, nicht länger mehr anhören. Er stand auf.

„Sie mißverstehen meine Situation“, sagte sie und schluchzte auf einmal. „Wenn es nach mir ginge, würde ich bestimmt nicht nach Zwottertracht zurückkehren wollen. Es ist das Ungeborene, das mich dazu treibt. Das Kind hier“, schrie sie und trommelte sich ver-zweifelt auf den prallen Leib, „drängt mich zu dieser Handlungsweise!“

„Das Kind?“ staunte Galinorg. Er setzte sich wieder, ohne daß es in seiner Absicht lag.
„Wie kann ein Ungeborenes Sie beeinflussen?“

„Es klingt unglaublich, und doch ist es so“, behauptete sie. „Wer sollte mich denn sonst gegen meinen Willen dazu bringen können, nach Zwottertracht zu wollen? Es ist nicht mein Wille, sondern der des Kindes.“

Galinorg dachte an Harzel-Kolds Sammlerleidenschaft. Ihre Expedition zum fünften PROV-Planeten hatte den Zweck gehabt, ein Kunstwerk zu suchen, das Harzel-Kold

Auf-steigende Tränen nannte. Er war bitter enttäuscht gewesen, daß sie es nicht gefunden hatten. Galinorg fragte sich, ob zwischen den als verboten geltenden Kunstwerken und dem Schicksal dieser Frau ein Zusammenhang bestand? Dieser Gedanke erregte ihn auf eine besondere Art und Weise, und je mehr er darüber nachdachte, desto geneigter war er, der Frau zu helfen.

„Wenn Ihnen wirklich soviel daran liegt, dann bin ich bereit, Sie nach Zwottertracht zu bringen“, hörte er sich selbst sagen.

Erschrocken über seine spontane Entscheidung, sah er zu ihr und begegnete ihrem wissenden Blick.

24

„Es würde mich nicht wundern, wenn er es war, der Sie umgestimmt hat“, sagte sie und deutete auf ihren prallen Leib.

*

Es gab nur wenige Vincraner, die Zwottertracht anflogen, und es gab keinen einzigen Vaku-Lotsen, der einen Gääner hierher fliegen würde, obwohl die gääanische Regierung in dieser Richtung einige Anstrengungen unternahm.

Seit den Gäänern ein Psychod in die Hände gefallen und von den Mutanten untersucht worden war, versuchten sie, diese Kulturzeugnisse eines untergegangenen Volkes aus dem Verkehr zu ziehen. Ihre Erkenntnis, daß die Psychode psionische Sendungen ausstrahlten, war nicht neu. Die Vincraner hatten dies längst schon erkannt und diese Kunst-gegenstände als tabu erklärt. Die Vincraner brauchten nicht erst ein eigenes Verbot zu erlassen, um zu erreichen, daß ihre Artgenossen diese geheimnisvollen Kunstgegenstän-de mieden.

Harzel-Kold war eine Ausnahme. Er schien jene nicht genau zu definierende Hemmung nicht zu besitzen, die anderen Vincranern zu eigen war, oder aber er setzte sich ganz be-wußt darüber hinweg.

Jedenfalls war er ein Außenseiter, der kaum Freunde in seinem Volk hatte. Galinorg kannte keine Vorurteile, dennoch war ihm Harzel-Kold während ihres kurzen Beisammen-seins unheimlich geworden.

Als Galinorg auf Zwottertracht landete, fand er, daß diese unwirkliche Welt wie geschaf-fen für Harzel-Kold war. Treffender war aber sicher, daß dieser Planet, die Eigenart der Zwotter und der Umgang mit den Psychoden Harzel-Kold geformt hatten.

Galinorg blieb nicht länger als nötig. Er setzte Virna Marloy auf dem kleinen Landeplatz hinter dem bunkerartigen Gebäude ab und startete dann sogleich wieder. Zuvor hatte er sie noch gefragt, ob sie seine Unterstützung benötigte. Aber sie hatte abgelehnt.

„Ich bekomme von den Zwottern jegliche Unterstützung“, hatte sie das begründet.

Hinter den Kakteenstämmen tauchte bereits eines der gnomenhaften Wesen auf und gab einen schaurigen Gesang von sich. Virna lächelte, als sie Blinizzer erkannte. Sie ent-fernte sich von Galinorgs Raumschiff, damit er ungehindert starten konnte, und ging Bli-nizzer auf halbem Wege entgegen.

Der Zwotter starnte mit vor Entsetzen großen Augen auf ihren Bauch.

„Was weh, was weh, Virna“, wimmerte er. „Was schmerzensreiche Kränkung du hast?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich bin nicht krank“, erwiderte sie. „Eigentlich müßte ich mich über diesen Zustand freu-en, aber ... lassen wir das. Ich muß mich über dich wundern, Blinizzer. Wie vermehrt ihr euch denn? Hast du noch nie eine schwangere Zwotterfrau gesehen?“

Blinizzer kreischte. Er schlug mit den Armen um sich, als seien es Flügel. Dabei rannte er im Kreise, entfernte sich ein Stück von ihr und kam dann mit sichtlichem Unbehagen zurück.

„Aber nie, aber nie das gesehen“, sang er hysterisch. „Schwangerisch war obszön, und ach hygienisch in Versteckung.“

„Ich verstehe“, sagte Virna. Sie interpretierte Blinizzers Gesang so, daß die Zwotterfrau-en sich während der Schwangerschaft versteckten und erst nach der Geburt ihrer Kinder zurückkehrten. Vielleicht aber waren die Zwotter auch androgyn, Mann und Frau in einem, und machten zu dem Zeitpunkt, da sie für Nachkommenschaft sorgen wollten, eine Ge-schlechtsumwandlung durch. Möglich auch, daß die Zwotter während dieser „Frau-und-Mutter-Periode“ die Erinnerung an ihre männliche Periode vergaßen, und umgekehrt,

25

wenn sie geboren hatten und wieder männlich oder auch geschlechtslos wurden, das Da-vor aus ihrer Erinnerung verdrängt wurde...

Virna erschrak über ihren komplizierten Gedankengang. Das war natürlich blühende Phantasie, früher hatte sie sich nie zu solchen Spekulationen hinreißen lassen. Sie hatte sich überhaupt keine Gedanken über die Zwotter gemacht, sondern sie einfach als gege-ben hingenommen.

„Sprechen wir nicht mehr darüber, wenn dir das Thema Unbehagen bereitet“, sagte sie. „Wie geht es Harzel?“

Blinizzers Liderwülste begannen zu zucken. Er spitzte die Lippen trompetenförmig und stieß einen langgezogenen Heulton aus.

„Was untröstlich in Blinizzer“, jammerte er dann im höchsten Falsett. „Harzel-Kräckung und von wegen Essen, aber wiederum sein nur Einkerkerung, das Einsamung und Palaver palavernd.“

„Steht es so schlimm um ihn?“ sagte Virna, die aus Blinizzers Kauderwelsch nur her-aushörte, daß sich Harzel von der Umwelt noch mehr abkapselte als früher. Sie war plötz-lich in großer Sorge.

„Bringe mich zu ihm“, verlangte sie.

Blinizzer eilte trumpetend voran.

Virna merkte, daß der Kakteenwald ziemlich verwahrlost war. Keine Zwotter waren zu sehen, die Unkraut jäteten und das Wachstum der Schmarotzerpflanzen regulierten. Die Oase war zum Urwald geworden.

Sie erreichten das Hauptportal gerade, als die Sturmsirene aufheulte. Die Läden schlos-sen sich knapp hinter ihnen.

Im Haus herrschte heillose Unordnung. Zweifellos fehlte die starke Hand, die die an und für sich diensteifrigen Zwotter zur Arbeit anhielt. Die Zwotter waren Diener, die ein gutes Beispiel brauchten, von selbst entwickelten sie keine Aktivitäten.

Es stank im Haus, überall war Schmutz. In einer Ecke sah Virna einen Haufen Unrat, Speisenreste lagen über dem Boden herum, auf allen Tischen standen Tablette mit unan-getasteten Gerichten, die längst schon verfault waren.

„Diese Sauerei muß aufgeräumt werden“, befahl Virna auf dem Weg zum Panzerschott des Museums. „Wenn die Sturmentwarnung kommt, holst du deine Freunde und beginnst mit dem Saubermachen, Blinizzer.“

Blinizzer jauchzte vor Vergnügen. Er war sichtlich froh, daß endlich jemand da war, der Befehle erteilte.

Virna erreichte das Panzerschott und betätigte die Ruftaste.

Blinizzer schüttelte bedauernd den großen Kopf.

„Aber sicherlich unhörbar“, sagte er. „Mühevoller Vergeblich.“

Harzel hatte also jegliche Verbindung zur Außenwelt unterbrochen!

„Dann warte ich hier“, sagte Virna entschlossen. „Ich werde hier ausharren, bis Harzel sich blicken läßt.“

*

Virnas Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Endlich, nach einer Woche, öffnete sich die Panzertür. Harzel erschien in der Öffnung.

Virna schrie.

Harzel-Kold war bis auf die Knochen abgemagert. Sein Kopf war ein Totenschädel, in dem nur die Augen zu leben schienen. Sein skeletthafter Körper wurde von permanentem Zittern geschüttelt. Er konnte die Hände nicht ruhig halten.

26

„Virna, du bist dick geworden“, sagte er. „Haben wir uns schon solange nicht gesehen? Ich habe dich gesucht... Laß dich umarmen.“

Er schloß sie in die Arme, und das Zittern seines Körpers übertrug sich auf sie. Ihr wurde ganz bang bei der Berührung, aber sie brachte es nicht über sich, ihn wegzustoßen.

„Vorsicht“, raunte er ihr verschwörerisch ins Ohr. „Wir sind von Feinden umlauert. Alle sind gegen uns. Ich bin verloren, aber du mußt dich in Sicherheit bringen.“

Er hatte endgültig den Verstand verloren, das war gewiß. Virna brach in Tränen aus.

„Nicht weinen, kleine Virna, ich beschütze dich“, raunte er. Dann ruckte sein Kopf hoch, sein Gesicht spannte sich an, er lauschte. „Sie sind überall, rund um mich, in mir. Ja, vor allem haben sie von mir Besitz ergriffen. Sie haben mich als Werkzeug benutzt, und jetzt, da sie mich nicht mehr brauchen, werfen sie mich fort. Sei froh, daß du mich nicht auf meinem Weg begleitet hast, Virna. Aber sei vorsichtig. Du mußt fliehen.“

„Harzel...“, begann sie, aber er verschloß ihr mit seiner knochigen Hand den Mund.

„Komm, wir gehen in deine Kemenate, dort sind wir ungestört“, sagte er und nahm sie an der Hand. Er begann so schnell zu laufen, daß sie ihm kaum folgen konnte, aber er zerrte sie einfach mit sich. Blinizzer sah ihnen verstört nach.

Als sie die kleine Kammer erreichten, drückte Harzel sie auf die Schlafmatten und legte sich neben sie.

„Ich habe es geschafft“, sagte er. „Ich habe das Geheimnis der Prä-Zwotter enträtselft.“

„Das freut mich für dich“, erwiderte sie irritiert. Seine Stimmung wechselte so schnell, daß sie sich nicht rasch genug umstellen konnte. Wenn er ihr gerade noch Angst gemacht hatte, dann empfand sie jetzt nur noch Mitleid mit ihm. Jetzt war er wieder der verbissene Forscher, als den sie ihn gekannt hatte, aber andererseits war er nicht mehr introvertiert, sondern von einer krankhaften Mitteilsamkeit befallen.

„Ich werde dir mein Geheimnis anvertrauen, Virna, und wenn es das Letzte ist, was ich in diesem Leben kann“, sagte er gehetzt. Gleich darauf bekam sein Knochengesicht einen schlauen Ausdruck. „Aber vielleicht schaffte ich den Sprung in ein neues Leben. Eine phantastische Wiedergeburt, Virna, das ist eine durchaus realistische Hoffnung! Auch wenn mich mein Wissen tötet, es könnte mir zu einer Wiedergeburt verhelfen.“

„Wie auch immer, du wirst in deinem Sohn weiterleben, Harzel“, warf sie ein, aber er schien ihr nicht zuzuhören.

„Es ist bekannt, daß die Prä-Zwotter ihre Psychode mit paranormalen Gaben erschaffen haben und daß sie entsprechend aufgeladen sind“, fuhr er eifrig fort. „Das hört sich phantastisch genug an, aber die Wirklichkeit ist noch viel phantastischer. Ich

habe diesen Stoff, aus dem die Psychode sind, Paraplasma genannt. Ich glaubte, daß die Prä-Zwotter auf diese Weise nicht nur ihre Kunstwerke, sondern auch den Staubmantel der Provcon-Faust erschaffen haben, deshalb nannte ich ihn eine paraplasmatische Sphäre. Das alles ist richtig, aber es kommt noch etwas dazu.“

Er machte eine kurze Pause und fuhr dann erregt fort:

„Ich habe mich schon immer gefragt, wohin die Prä-Zwotter verschwunden sind. Jetzt habe ich die Antwort. Sie leben, Virna, sie sind um uns. Sie leben in den Psychoden weiter und in der paraplasmatischen Sphäre. Du erinnerst dich an das Ei, das Das Auge des Königs hieß. Es ist fast so etwas wie eine Wandertrophäe, die von Hand zu Hand geht, niemand kann lange in ihrem Besitz bleiben. Denn dieses Auge ist ein Spion. Es ist das psychotronische Medium, mit dem die vergeistigten Prä-Zwotter ihr heimliches Königreich beobachten.“

Er lachte irr.

„Nicht wir Vincraner sind die Herren der Provcon-Faust. Die Dunkelwolke gehört uns ebenso wenig wie den Provconern oder euch Gänern. Die wahren Herren haben sich in den Psychoden und der paraplasmatischen Sphäre verewigt. Ich weiß nicht, worauf sie

27

warten, aber eines Tages werden sie wieder die Herrschaft antreten. Ich habe das erkannt, deshalb werden sie mich töten.“

„Du bringst dich selbst um, wenn du so weitermachst“, herrschte sie ihn an. „Du mußt zu dir zurückfinden, Harzel. Meinetwegen und um deines ungeborenen Sohnes willen, denn er braucht dich. Hörst du mir überhaupt zu? Ich bekomme ein Kind von dir!“

„Ich weiß“, sagte er niedergeschlagen. „Ich weiß es längst. Mir ist schon seit einiger Zeit klar, daß sie sich mit den Informationen des Auges allein nicht mehr begnügen können. In der Provcon-Faust hat es eine explosionsartige Entwicklung gegeben, sie müssen sich dieser anpassen. Sie brauchen einen Agenten, der ...“

„Sei still!“ schrie sie ihn an. „Du weißt nicht, was du redest. Es ist unser Kind, Harzel...“

„.... das unter dem Einfluß der Psychode gezeugt wurde“, vollendete er den Satz. Er setzte sich auf und packte sie an den Armen. „Du wirst dieses Kind kriegen, Virna, das läßt sich nicht mehr verhindern. Aber wenn du es zur Welt gebracht hast, dann vergiß es. Schenke ihm keinen Blick, verschwende keinen Gedanken an es. Laß es auf Zwottertracht und gehe nach Gää zurück. Das mußt du mir versprechen. Schwöre es mir!“

„Aber...“

„Leiste diesen Schwur. Um deinewillen!“

„Harzel, du tust mir weh ... Ich schwöre. Bitte, laß mich los, ich schwöre alles, was du willst.“

Er ließ sie los und lehnte sich erschöpft gegen die Wand.

„Mehr kann ich nicht tun. Sie nehmen mir alle Kraft.“ Er stand auf. „Leb wohl, Virna. Du hast mir die größte Enttäuschung meines Lebens gebracht, weil du mir auf dem Weg zur vermeintlichen Erleuchtung nicht folgen wolltest. Aber jetzt bin ich froh, daß du dich herausgehalten hast.“

Er konnte sich kaum auf den Beinen halten, so schwach war er. Sich an den Wänden abstützend, verließ er die Kammer. Lange Zeit hörte sie seinen unsicheren Schritt noch durch die Gänge hallen.

Sie saß lange reglos da, bis sie sich entschloß, ihm zu folgen. Sie holte ihn nicht mehr ein, sondern fand ihn in seinem Museum auf dem Boden liegen. Umgeben von den kalten Kulturzeugen eines vergangenen Volkes, für die er gelebt hatte - und die ihn

schließlich getötet hatten.

Auf welche Weise auch immer.

Virna schrie auf, als eine Schmerzwoge ihren Körper durchraste. Sie raffte sich mit letzter Kraft auf und verließ die unheimliche Halle.

„Blinizzer!“ rief sie. „Es ist soweit ... die Wehen ...“

„Blinizzer hilfreich“, hallte der Gesang des Zwotters durch den Korridor.

6.

Als alles vorbei war, erschien es Virna rückerinnernd viel schrecklicher als zum Zeitpunkt des Geschehens. Denn da war ihr Wahrnehmungsvermögen, durch den ziehenden Schmerz in ihrem Körper getrübt, die Sinne abgestumpft.

Es war auch jetzt noch alles wie hinter einem Schleier verborgen, aber völliges Vergessen war ihr nicht gegönnt.

Die ersten Wehen waren ihr am deutlichsten in Erinnerung. Es war kein unerträglicher Schmerz gewesen, die Wehen kamen nur zu unerwartet.

Aber sie hielt tapfer durch. Blinizzer war sofort zur Stelle und brachte sie zum Gelände-wagen. Auf ihre Frage, warum sie ihr Kind nicht hier bekommen könne und wohin er sie bringe, hatte er einen unverständlichen Gesang von sich gegeben.

28

Dann ging es los. Gleich hinter den letzten Kakteen der Oase waren sie in einen Sandsturm gekommen. Blinizzer übertönte das enervierende Geprassel der Sandkörner auf der Karosserie.

Nachdem der Sturm abgeflaut war, sang er in seiner Muttersprache ein einschmeichelndes Lied. Virna empfand das als überaus beruhigend. Sie hätte gerne geschlafen, aber das dumpfe Wogen und Ziehen in ihrem Körper ließ sie nicht zur Ruhe kommen.

„Sing weiter, Blinizzer“, bat sie, als er verstummte. Aber der Zwotter brachte nur ein un-artikuliertes Krächzen über die Lippen. Zweifellos verkraftete er die Situation seelisch nicht. Er hatte noch nie eine schwangere Frau gesehen, und noch weniger war er in die Lage gekommen, Geburtshilfe zu leisten.

Virna wurde im Fond des Wagens ordentlich durchgeschüttelt. Manchmal hob sie den Kopf, um zu sehen, wo sie waren. Aber das Gebiet, durch das sie kamen, war ihr fremd.

Irgendwann stellte sie fest, daß sie in eine Schlucht einfuhren. Blinizzer gab seltsame Laute von sich.

„Armer Blinizzer, das hättest du dir sicherlich nicht träumen lassen.“

„Nie mehr Traum!“ bestätigte der Zwotter. „Blinizzer höchst nervös-gradig.“

Der Wagen hielt. Blinizzer stieg nicht aus. Er gab nur ein durchdringendes Geheul von sich. Virna öffnete den Wagenschlag, da sah sie zwei Zwotter auf sie zukommen. Sie stimmten mit Blinizzer einen Kanon an, dann nahmen sie sich Virnas an. Blinizzer fuhr ohne ein Wort des Abschieds davon. Virna wurde in eine Höhle gebracht. Dunkelheit um-fing sie.

Von überall her erklangen qualvolle Schreie. Virna fragte sich, ob das hier so etwas wie die Gebärstätte der Zwotter war. Panik stieg in ihr auf. Sie fürchtete, daß sie sich irgend-welchen barbarischen Ritualen würde unterwerfen müssen. Aber obwohl ihre Befürchtungen nicht in vollem Umfang zutrafen, wurde die Zeit in dieser Höhle zu einem Alptraum.

Sie konnte nichts sehen, die Schreie ringsum schluckten alle anderen Geräusche. Und dann begann Virna in ihrer Qual selbst zu schreien.

Sie merkte es kaum, als ihr in der Finsternis die Kleider vom Leib gestreift wurden.

Aber sie empfand es als erleichternd, als man ihren prallen Bauch mit einer kühlenden Flüssigkeit einrieb.

Die Arme wurden ihr zusammengebunden. Jemand drückte ihr etwas zwischen die Zähne. Man verband ihr die Augen, verstopfte ihr die Ohren, ein breites Band spannte sich um ihre Leibesmitte, wurde fester angezogen, zusammengeschnürt.

Danach geschah lange Zeit nichts. Virna dachte in diesem unendlichen Augenblick daran, daß sie am liebsten sterben möchte.

Aber sie starb nicht, und die Schmerzenhörten auf. Sie fühlte unsägliche Erleichterung. Man löste sie von den Fesseln, drückte ihr etwas in die Hand. Nachdem man ihr auch die Stöpsel aus den Ohren genommen hatte, hörte sie das Etwas schreien.

Ihr Kind war geboren. Es war ein Sohn, aber das hatte sie längst schon gewußt.

Man brachte sie in eine kleine Nische. Dort schlief sie mit dem Neugeborenen in den Armen ein. Als sie irgendwann erwachte, mußte sie feststellen, daß man sie eingemauert hatte. Es gab nur ein kleines Loch, durch das man ihr Nahrung zuschob. Virna wußte nicht, was ihr vorgesetzt wurde, sie aß es dennoch mit Heißhunger.

Sie hatte nie herausgefunden, wie lange sie eingemauert gewesen war. Sie stumpfte völlig ab, zählte nicht die Mahlzeiten, hätte später auch nicht sagen können, wie oft sie ihr Kind stillte.

Als man sie dann aus dem Loch ließ, empfand sie weder Freude noch Erleichterung. Man wickelte ihr Kind in eine Decke. Dafür war sie dankbar, denn sie hatte Angst, es ansehen zu müssen.

Aber das blieb ihr dann doch nicht erspart.

29

Am Ausgang der Höhle angelangt, wickelten die Zwotter das Kleinkind aus. Sie strahlten vor Stolz, wie es leibliche Väter nicht aufrichtiger hätten tun können.

Virna schrie vor Entsetzen, als sie das Kind sah. Sie bekam nur einen verschwommenen Eindruck von etwas Weißem, Fleischigem mit einem großen Kopf wie von einem Zwotter, aber mit einer wuscheligen Haarpracht. Und das Kind hatte die Augen offen! Es waren große Augen, mit zwingendem Blick.

Der eine Zwotter nahm ihr das Bündel ab. Sie war dankbar dafür.

„Vorbehalten aber zurückbleiben?“ sang der andere. „Vorbleiben wenn zurückbehalten?“

„Ja, ja, behaltet es“, rief Virna erleichtert. Sie war sicher, daß es das Beste für sie und das Kind war, wenn es von den Zwottern großgezogen würde. „Das Kind gehört euch, ich will es nicht.“

Sie empfand dabei jedenfalls keine Gewissensbisse. Es war im Grunde genommen nicht ihr Kind, sie hatte es nur ausgetragen.

Blinizzer erwartete sie am Ende der Schlucht mit dem Geländewagen. Sie fuhren schweigend zur Oase. Auf dem Landefeld stand neben Harzel-Kolds Raumschiff ein zwei-tes.

Dann tauchte Galinorg auf.

„Ich dachte, ich schaue mal vorbei, wie es Ihnen geht.“

„Sie kommen wie gerufen“, rief sie erfreut und fiel ihm förmlich um den Hals. „Bringen Sie mich nach Gää zurück. Ich muß das alles hier vergessen. Galinorg, Sie schickt...“ Sie brach abrupt ab, fügte nachdenklich hinzu: „Vielleicht wurden sie tatsächlich gerufen. Aber das spielt jetzt keine Rolle mehr. Hauptsache, Sie nehmen mich mit.“

Zwischenspiel: Januar 3586

„Wie kommt es, daß du so gut über die Geschehnisse von damals Bescheid weißt?“ fragt die Ambientepsychologin. „Du erwähnst Details, die nur beteiligte Personen wissen können, sprichst über Gefühle und Beweggründe anderer wie über deine eigenen. Ich habe den Verdacht, daß du deine Erzählung damit nur ausschmücken willst.“

„Als Psychologin solltest du erkannt haben, daß ich nicht zu den Geltungsbedürftigen gehöre“, antwortet der Mann. „Im Gegenteil, ich habe mich immer im Hintergrund gehalten.“

„Woher hast du dann deine Kenntnisse?“

„War ich nicht einer der Beteiligten?“

„Du warst ungeboren.“

„Was macht das schon. Virna Marloy jedenfalls hatte von dem Augenblick an, da ich die ersten Lebenszeichen von mir gab, das Gefühl, daß ich sie beeinflusse. Sie blieb auch in späteren Jahren dabei, und ich bin geneigt, ihr zu glauben, obwohl ich an meine embryo-nale Phase keine lückenlose Erinnerung habe. Es liegt alles in einem Nebel. Das meiste, was ich über Virna Marloy weiß, hat sie mir selbst erzählt. Nicht so zusammenhängend, wie ich es wiedergegeben habe, sondern bruchstückhaft. Selbstverständlich gestand sie mir auch nicht freiwillig, daß ich nicht gerade ihr Wunschkind war. Sie war bis zuletzt überzeugt, daß die Ausstrahlung der Psychode während der Zeugung den Ausschlag für meine Entwicklung gegeben hat. Ich bin dem später nachgegangen, fand etliche Indizien, die dafür sprachen, doch den endgültigen Beweis habe ich noch nicht bekommen. Mein jugendliches Aussehen, meine ungewöhnlichen Fähigkeiten, das kann mir weder Virna Marloy noch Harzel-Kold vererbt haben. Es muß von den Psychoden gekommen sein.“

„Du hast deine Mutter später wiedergetroffen, obwohl sie dich auf Zwottertracht zurück-ließ?“ fragt die Frau.

30

„Ja, ich wuchs auf Zwottertracht unter Zwottern auf“, bestätigt er. „Aber ah meine frühes-te Jugend kann ich mich kaum mehr erinnern.“

Eigentlich seltsam, denn viele Ereignisse aus meiner embryonalen Phase sind für mich greifbarer als das, was in den sechs Jahren auf Zwottertracht geschah. Ich weiß nur, daß mich die Zwotter behandelten, als sei ich einer von ihnen ... Ich muß fünf gewesen sein, als Blinizzer durch einen Schlangenbiß starb. Nach seinem Tod übernahm ein anderer Zwotter meine Erziehung. Ich nannte ihn Milnizzer. Auch tauchte in regelmäßigen Abständen Galinorg auf, die Psychode müssen es ihm angetan haben. Ich machte ihn zum Ver-walter der Kunstsammlung von Harzel-Kold, er hatte gar keine andere Wahl. Sonst gibt es über meine Jugendzeit auf Zwottertracht nichts zu erzählen. Vielleicht möchte ich mich auch gar nicht erinnern. Du verstehst, Cilla? Laß uns diese Zeit einfach überspringen ...“

3498 - 3504: Boyt Margor

7.

Virna Marloy hatte ihren Dienst in der Raumflotte wieder aufgenommen. Der Flüchtlings-strom aus der Milchstraße riß nicht ab, und die Rettungseinsätze wurden immer gefährlicher. Aber obwohl die Suchaktionen der Laren und Überschweren immer aufwendiger wurden und sie keine Mühe scheuteten, um das Versteck der Menschheit zu finden, blieb die Provcon-Faust eine Insel des Friedens und der Sicherheit. Immer mehr Flüchtlinge fanden auf Gää eine neue Heimat.

Gleich nach der Landung der KORMORAN rief Virna zu Hause an. Vic war sofort am Apparat.

„Ich habe gehofft, daß du mich abholen würdest“, sagte sie mit leichtem Vorwurf.
„Tut mir leid“, antwortete er, ohne einen Grund für sein Fernbleiben anzugeben.
„Hattest du einen guten Flug?“

„Wie immer. Keine besonderen Vorkommnisse, Sir. Einzelheiten dann mündlich.“

„Ich brenne darauf“, sagte er sarkastisch. „Du bist mein verlängerter Arm zur Galaxis, Virna.“

„Sag, stimmt etwas nicht, Vic?“

„Alles in Ordnung. Ich genieße das Pensionärsdasein in großen Schlucken. Bis dann al-so.“

Der Bildschirm des Visiphons verdunkelte sich. Virna mietete einen Schweber und gab ihre* Adresse an. Manchmal war es schon schwierig, mit Vic auszukommen, und es wurde stets dann besonders schlimm, wenn sie von einem Einsatz zurückkam.

Vic Lombard. Nach Kapitän Nercons Ausscheiden Kommandant der GLUSMETH. Für knapp ein Jahr lang. Dann verlor er bei einem Gefecht mit Überschweren sein Schiff und einen Arm. Für den Arm bekam er einen fast vollwertigen Ersatz, nicht aber für sein Schiff. Den Posten im Innendienst lehnte er ab. Er hatte nie ganz verwinden können, daß er nicht mehr im Außendienst eingesetzt wurde. Als Virna ihn vor fünf Jahren bei sich aufnahm, hatte er den Nullpunkt erreicht, war von Drogen, Suchtgiften und Alkohol gezeichnet ge-wesen. Es war ihr mit viel Liebe und Geduld gelungen, ihn wieder auf den rechten Weg zu bringen. Aber zu seinem Lebensinhalt wurde sie nicht. Er blieb ein verbitterter Mann, selbst wenn er in ihrer Anwesenheit den Anschein von Glücklichsein erweckte, kamen immer wieder Augenblicke der Depression. So wie jetzt.

Virna beeilte sich, nach Hause zu kommen.

Der Schweber landete auf dem Parkplatz nahe ihres Hauses im modernsten Wohnbezirk von Soltown. Vor ihrer Abreise vor fünf Wochen war das Förderband noch nicht ein-
31

mal verlegt worden. Jetzt stand es bereits in Betrieb. Virna benutzte es jedoch nicht, denn es ging ihr zu langsam.

Sie erreichte ihr Haus. Die Eingangstür stand offen.

„Vic?“ rief sie ahnungsvoll. Es wäre nicht das erstmal, daß er in trunkenem Zustand vor ihr geflüchtet wäre. „Vic, bist du da?“

Keine Antwort. Im Tagraum herrschte ziemliche Unordnung. Das TV-Gerät lief, Vic hatte, wie immer, jenen Kanal eingetastet, auf dem rund um die Uhr Nachrichten aus der Milchstraße gebracht wurden. Virna schaltete das Gerät aus.

In der plötzlichen Stille war ein schlurfendes Geräusch zu hören. Schritte. Sie kamen aus dem Flur, der zu den Ruheräumen führte. Eine große, schlanke Gestalt tauchte auf. Es war ein kahlköpfiger Vincraner.

Virna erkannte ihn sofort.

„Galinorg!“ entfuhr es ihr. „Sie hier?“

„Ich gehe schon. Meine Pflichten auf Zwottertracht rufen mich.“

Ohne weitere Erklärung ging er an ihr vorbei und verließ das Haus. Sie verstand überhaupt nichts mehr. Sie blickte ihm nach, wollte ihm folgen, erinnerte sich dann aber Vics. Als sie sich wieder dem Flur zuwandte, kam ihr von dort ein fremder Junge entgegen.

Er war ein Albino, mit der blassen Haut der Vincraner. Seine Augen waren groß und von einem dunklen Blau, und es ging etwas Zwingendes davon aus. Das hervorstechendste Merkmal waren jedoch die Haare, die er glatt aus der vorgewölbten Stirn gebürstet trug, und die einen türkisfarbenen Ton hatten. Zudem hatten sie einen metallischen Schimmer. Irgendwie wurde Virna sofort an die Psychode des Harzel-Kold

erinnert, und das löste in ihrem Kopf eine wahre Assoziationskette aus.

Sie wich unwillkürlich zurück. Der Junge stand nur da und starrte sie aus seinen klugen Augen an. Der Größe nach zu schließen, konnte das Alter stimmen - er müßte sechs sein. Aber die Augen paßten nicht zu einem Kind. Sie mußte sich gewaltig anstrengen, um sich von dem zwingenden Blick zu lösen.

Jetzt erst sah sie, daß er einen ovalen Metallreif um den Hals trug, an dem ein Anhänger von der Größe einer Walnuß hing. Dieses Amulett wirkte roh, ähnlich wie ein ungeschliffener Kristall, trotzdem erinnerte sie das Material an jenes, aus dem Harzel-Kolds Psy-chode erschaffen worden waren.

Die Hand des Jungen fuhr hoch und schloß sich besitzergrifend um das Amulett. Er blickte sie immer noch leicht herausfordernd an.

„Hat Galinorg dich von Zwottertracht gebracht?“ fragte sie benommen. „Bist du...?“

Der Junge nickte und sagte mit einer weichen, aber gar nicht kindlich wirkenden Stimme:

„Ich bleibe jetzt bei dir, es wird sich zeigen, für wie lange.“

Hinter ihm entstand ein Gepolter. Vic Lombard kam ins Wohnzimmer gestürmt. Seine Augen waren blutunterlaufen, mit der gesunden Hand hielt er sich den Kopf, sein Armersatz deutete auf den Jungen.

„Wer ist das?“ brüllte er. „Ein Vincraner hat ihn hergebracht und gesagt, daß du dich um ihn kümmern sollst. Als ich ihn hinauswerfen wollte, da hielt mir der Bengel den Anhänger, den er um den Hals trägt, hin - und dann weiß ich nichts mehr.“

Der Junge versteckte das Amulett schnell unter dem Gewand, als fürchte er, Vic könnte es ihm wegnehmen. Dann begann er haltlos zu schluchzen und drängte sich schutzsuchend an Virna. Sie legte die Arme um ihn und streichelte ihn.

„Er ist mein Sohn“, sagte sie dabei. „Harzel-Kold ist sein Vater.“

Vic starre sie entgeistert an.

„Ich dachte, dieses Kind sei tot zur Welt gekommen.“

32

„Das habe ich erfunden, um Komplikationen aus dem Weg zu gehen“, sagte Virna.

„Ich dachte nicht, daß ... Aber egal, da er nun einmal hier war, werde ich seine Erziehung übernehmen.“

„Ich muß mich wohl fügen“, sagte Vic und warf dem Jungen einen mißtrauischen Seitenblick zu. „Wie heißt du eigentlich?“

*

Virna nannte ihn Boyt. Sie sah Schwierigkeiten mit den Behörden auf sich zukommen, aber Boyt selbst machte den Vorschlag, daß sie ihn als Adoptivsohn registrieren lassen sollte, und das war wirklich die einfachste Lösung. Sie gab ihn als Boyt Margor aus, eine Waise aus der Milchstraße, dem sie die Mutter ersetzen wollte.

Damit waren die Probleme aber nicht aus der Welt geschafft.

Boyt gewöhnte sich nur schwer an die veränderten Lebensbedingungen. Schon in der ersten Nacht bekam er einen hysterischen Anfall, als während einer Störung aus dem Lautsprecher des TV-Geräts ein durchdringender Heulton erklang.

Boyt lief wie von Sinnen durchs Haus, pochte gegen die Fenster und hämmerte in panischer Angst gegen die Wände. Schließlich warf er sich auf den Boden und barg den Kopf schützend unter den Armen.

„Das war keine Sturmwarnung, Boyt“, versuchte Virna ihm zu erklären. „Auf Gää gibt es keine Sandstürme, und folglich haben die Häuser keine Sicherheitsanlagen.“

Aber alles gutes Zureden nutzte nichts. Es dauerte lange, bis Boyt aus eigener Erfah-

rung zu der Erkenntnis kam, daß sirenenartige Geräusche auf Gää keinen Sandsturm ankündigten. Anfangs passierte es, daß er sich auf offener Straße zu Boden warf, wenn irgendwo das Warnsignal eines Fahrzeugs ertönte. Das sprach sich herum, und die Kinder machten sich einen Spaß daraus, Sirenengeheul nachzuahmen, um Boyt in panische Angst zu versetzen.

Das war aber nicht mit ein Grund, daß er zum Einzelgänger wurde. Sicher war es schwer für den Albino, Freunde zu finden, weil er anders als die anderen war. Aber das lag weniger an seinem Aussehen. Gää war zu einem Schmelzriegel für unzählige Menschenvölker und Fremdvölker geworden. Rassenvorurteile gab es nicht. Aber es schien, daß Kinder Boyts psychische Andersartigkeit besser erkannten als Erwachsene. Sie begannen ihn deswegen zu fürchten, und weil sie den Angriff für die beste Verteidigung zu halten schienen, setzten sie ihm auf mannigfaltige Weise zu.

Boyt schluckte alle diese Schläge, nur seiner Mutter vertraute er sich an.

„Ich hasse sie! Ich werde ihnen alles heimzahlen.“

„Man soll Gleisches nicht mit Gleichen vergelten, Boyt“, ermahnte ihn seine Mutter.

„Keine Sorge, Virna, das habe ich auch nicht vor“, versprach er. Das Wort „Mutter“ brachte er einfach nicht über die Lippen, und Virna fand sich damit ab.

In der Nachbarschaft wohnte ein achtjähriger Junge namens Cloen, der Boyt besonders arg zusetzte, obwohl seine Eltern, mit Virna und Vic recht gut befreundet, alles versuch-ten, daß sich die beiden vertrugen.

Cloen war musisch begabt, sportlich interessiert, ein Musterschüler, der in technischen und naturwissenschaftlichen Bewerben schon über ein Dutzend Anerkennungsurkunden eingehemst hatte - entsprechend eingebildet war er. Dennoch konnte er sich über mangelnde Freundschaften nicht beklagen, denn er besaß auch das Charisma des verlässlichen Kameraden.

Was seine Talente betraf, war er väterlicherseits erblich belastet, denn sein Vater war ein Allround-Genie, vom Fach her ein Xenozoologe, aber auf allen Gebieten beschlagen. Von einer seiner Reisen nach Vincran hatte er Cloen ein kleines Haustier mitgebracht,

33

das die Sensation der gesamten Siedlung wurde. Cloen sah darin jedoch nicht nur einen Spielgefährten, sondern mehr noch ein Forschungsobjekt. Seine Eltern legten jedoch Wert darauf festzustellen, daß er es in keiner Weise quälte oder inhumane Experimente mit dem „Mungokätzchen“ anstellte.

Dies wollte Boyt widerlegen, und er bekam auch bald Gelegenheit dazu, als Cloens Eltern Virna und Vic und ihn zu sich einluden, um einen neuen Annäherungsversuch ihrer Kinder zu machen.

Cloen war angeberisch und ekelig wie immer. Boyt, der längst um die Wirkung seines Engelsgesichts auf Erwachsene wußte, bescheiden und artig.

„Zeigst du mir dein Mungokätzchen, Cloen?“ bat Boyt höflich.

„Damit du es am Schwanz ziehen kannst, was!“ erwiderte Cloen giftig.

Boyt traten die Tränen in die Augen.

„Nun sei nicht so, Cloen“, schalt Frau Bellon ihren Sohn.

„Sicher hat er das arme Tier viviseziert oder so und kann es deshalb nicht herzeigen“, sagte Boyt mit weinerlicher Stimme.

„Pah“, machte Cloen und lief davon, um den Gegenbeweis anzutreten.

Als er zurückkam, ging alles so schnell, daß niemand sagen können, was wirklich passierte. Nur Cloen schien es zu ahnen, und Vic und Virna bemerkten auch

etwas, denn Vic sagte später, daß er gespürt habe, wie die Luft in Boyts Nähe förmlich „vibrierte“.

Cloen erschien mit dem Terrarium, in dem das Mungokätzchen untergebracht war. Boyt eilte ihm entgegen. Sein Gesicht war angespannt und gerötet, so als stehe er unter star-kem Druck und finde kein Ventil, um ihn loszuwerden. Aber dann hatte er das Ventil ge-funden, seine Spannungen entluden sich in einem Augenblick.

Cloen schrie. Boyt taumelte, mußte sich stützen. Das Terrarium entfiel Cloens Händen, der Deckel sprang auf. Etwas kollerte heraus, das einmal das Mungokätzchen gewesen war. Es war verrunzelt, wie gedörrt, das Fell gebleicht.

„Mir ekelt!“ schrie Boyt. „Dieser Rohling hat das arme Tier umgebracht.“

Virna mußte Boyt nach Hause tragen, so schwach war er. Cloen war fortan als Tierquä-ler verschrien, und Boyt hatte vor ihm Ruhe.

*

„Wir müssen etwas für deine Bildung tun, Boyt.“

„Ich habe auf Zwottertracht viel gelernt, Virna.“

„Die Erfahrungen, die du in der Wildnis gemacht hast, helfen dir in der Zivilisation nicht weiter.“

„Ich bin lernbegierig.“

„Das Wissen, das du fürs Leben brauchst, kannst du dir nicht autodidaktisch beibringen.“

„Du meinst, ich brauche einen Hauslehrer?“

„Die Pflichtschule wird es auch machen müssen. Das hat auch den Vorteil, daß du unter Kindern bist und dich an den Umgang mit ihnen gewöhnst. Du kannst nicht ewig ein Ere-mitendasein führen.“

Auch das wollte Boyt nicht einsehen.

„Wäre Professor Bellon nicht in der Lage, mich zu unterrichten?“

„Befähigt wäre er zweifellos dazu“, mischte sich da Vic ein. „Aber ich kann mir nicht vor-stellen, daß er sich mit dir abplagen will.“

„Ich hasse Vic. Wie ich diesen Tauben nur hasse!“ raunte Boyt Virna zu. Laut sagte er: „Wir könnten ihn mal fragen.“

34

Obwohl Vic sich dagegen sträubte, sich auf diese Weise „vor Freunden lächerlich zu machen“, arrangierte Virna alles für den nächsten Tag. Die Bellons hatten das Haus kaum betreten, da platzte Boyt auch schon heraus:

„Möchten Sie mein Hauslehrer werden, Professor Bellon?“

„Ja, was soll ich dazu sagen?“ meinte Bellon belustigt. Er sagte eine Weile gar nichts. Er sah Boyt nur in sein Engelsgesicht, Boyt erwiederte den Blick nicht, er hielt die Augen ge-schlossen. Er wirkte konzentriert, aber nicht so angespannt, wie Tage zuvor, als der Zwi-schenfall mit dem Mungokätzchen passierte. Irgendwie schienen alle im Zimmer zu ver-spüren, daß etwas Unerklärliches vor sich ging. Aber niemand schien Boyt damit in Zu-sammenhang zu bringen, und jeder reagierte anders darauf.

Vic nippte hastig an seinem Drink. Virna wischte sich den Schweiß von der Stirn. Frau Bellon stand nur mit eingefrorenem Lächeln da.

Professor Bellon sagte: „Ich bin dein Mann, Boyt.“

Danach wirkte er leicht verstört, als wundere er sich über seine eigenen Worte. Aber er kam von da an regelmäßig für ein oder zwei Stunden, manchmal blieb er auch länger. Er erschien jedoch nie um dieselbe Zeit, sondern mal früher mal später, aber Boyt erwartete ihn stets, auch als er einmal nach Mitternacht kam.

„Wo brennt's denn, Boyt?“ fragte er beim Eintreten. „Ist es wirklich so dringlich? Meine Frau macht mir so schon die Hölle heiß, und erst recht, wenn du mich zu dieser Stunde aus dem Bett holst.“

Vic war durch die Geräusche geweckt worden und beobachtete die Szene unbemerkt aus dem Flur. Er hatte schon längst erkannt, daß Bellon den Nachhilfeunterricht recht locker gestaltete. Davon, daß er Boyt Allgemeinwissen vermittelte, konnte keine Rede sein. In der Regel verhielt es sich so, daß Boyt Fragen stellte, die ihm Bellon beantwortete. Und Boyt fragte nicht nach alltäglichen Dingen. Einmal hatte Vic gehört, wie er wissen wollte, ob Paranormale Fähigkeiten vererbbar seien und ob er von seinem vincranischen Vater die Gabe mitbekommen hatte, Raumschiffe durch den Staubmantel der Provcon-Faust zu steuern. Boyt hatte allerdings nicht „Staubmantel“ gesagt, sondern einen anderen Ausdruck verwendet, den Vic wieder vergessen hatte.

Jetzt hörte er Boyt sagen:

„Ich habe mir alles durch den Kopf gehen lassen, was du mir über meine Veranlagung gesagt hast, Jörge. Du hast angedeutet, daß ich ein Mutant sei und durch das Zusammenwirken verschiedener Kräfte und eine bestimmte Gen-Konstellation dazu wurde. So oder ähnlich waren deine Worte. Ich verstehe das nicht ganz und brauche es auch noch nicht zu verstehen. Mir kommt es bloß auf die Wirkung an, die ich erzielen kann.“

„Hast du mich nur deshalb gerufen?“ sagte Professor Jörge Bellon verärgert. „Ich habe dir doch alles allgemein verständlich erklärt. Du hast instinkтив erkannt, daß du Menschen, die mit dir auf einer psionischen Frequenz liegen, beeinflussen kannst. Du speicherst PSI-Energie, die sich dann irgendwann entlädt, und wenn diese Sendung auf einen Menschen trifft, der deine Wellenlänge hat, dann hast du ihn für dich gewonnen. Noch ist deine psio-nische Bandbreite ziemlich klein, aber das wird sich mit den Jahren ändern. Im Augenblick sprichst du nur auf wenige Menschen an. Ich kenne eigentlich nur Virna und mich, die psi-affin mit dir sind. Vic - das hast du von Anfang an erkannt - ist taub für dich. Deshalb haßt du ihn, ebenso wie du auch gegen alle anderen eine feindliche Haltung einnimmst, die deine Sendungen nicht hören. Kinder, besonders Altersgenossen, besitzen eine natürliche Abwehr gegen deine Sendungen. Das hat sich besonders bei Cloen gezeigt.“

„Du weißt also darum, daß ich dich beeinflusse. Du kannst nüchtern darüber referieren, aber du kannst dich nicht dagegen wehren“, sagte Boyt. Vic bekam eine Gänsehaut, als er ihn so reden hörte. Er hätte jetzt einen Drink gebrauchen können, aber er wagte sich nicht zu rühren.

35

„Ich habe noch nie versucht, mich gegen dich aufzulehnen, Boyt, denn ich möchte dein Talent fördern“, sagte Professor Bellon. „Ich möchte verhindern, daß du dich zum Negati-ven entwickelst. Aber jetzt ist wohl nicht der richtige Zeitpunkt. Ich bin müde und möchte ins Bett.“

„Du bleibst!“ sagte Boyt im Befehlston.

„Aber...“

„Keine Widerrede! Setz dich!“

Professor Bellon lächelte unsicher. Er machte eine fahrigie Geste, wie um Boyt zu beruhigen. Der Schweiß brach ihm aus allen Poren. Man merkte ihm an, daß er schier über-menschliche Anstrengungen unternahm, um sich dem Befehl des Jungen zu widersetzen. Aber schließlich unterlag er - er setzte sich.

„Das wollte ich herausfinden“, sagte Boyt triumphierend. „Ich wollte sehen, ob ich dir und deinesgleichen meinen Willen aufzwingen kann. Ich werde sogar weitergehen. Im

Flur steht Vic Lombard und belauscht uns. Geh hin und hau dem Schnüffler eine 'runter. Das ist ein Befehl, Jörge!"

Der Professor, von der Statur her alles andere als kräftig, erhob sich und kam auf Vic zu. Bevor er jedoch die Hand gegen ihn erheben konnte, schlug ihn Vic mit einem gezielten Schlag nieder. Dann rannte er wie von Furien gehetzt aus dem Haus.

8.

Boyt blieb immer öfter und für immer länger von zu Hause fern. Einmal wurde er nach zehn Tagen von zwei Sicherheitsbeamten zurückgebracht. Boyt war abgemagert und verwahrlost, und er schluchzte herzerweichend. Virna schloß ihn liebevoll in die Arme, Vic erbot sich, ihm gehörig den Hosenboden zu versohlen, aber da stand Virna davor. Vic mußte zähnekirischend nachgeben.

„Warum weinst du denn?“ redete sie Boyt zu. „Jetzt, da du zurück bist, wird alles wieder gut.“

Aber Boyt wurde daraufhin wütend und begann sich wie ein Rasender zu benehmen, schlug in unbändigem Zorn um sich, stürzte Möbel um und rannte mit dem Kopf gegen die Wand. Dabei rief er:

„Ich war den beiden schutzlos ausgeliefert. Was ich auch versuchte, sie hörten meine Sendung nicht.“

Vic wurde es zu bunt, und er legte Boyt jetzt übers Knie. Dabei flüsterte er ihm zu:

„Mich kannst du nicht um den Finger wickeln, du kleiner Satan. Und verlaß dich drauf, daß ich dich noch zurechtrieben werde.“

Boyt machten die Schläge nichts aus. Aber er weinte, um Virnas Mitgefühl zu erwecken. Als er Gelegenheit bekam, mit Vic unter vier Augen zu sprechen, sagte er zu ihm:

„Fühl dich nur nicht zu stark. Deine Tage in diesem Haus sind gezählt.“

Wenige Tage nach diesem Vorfall unternahm Boyt wieder einen Ausreißversuch. Diesmal blieb er zwei Wochen fort. Er tauchte so unvermittelt auf, wie er verschwunden war. Er wirkte diesmal weder heruntergekommen, noch war er verstört. Er betrat das Haus wie ein Triumphator. Als Vic sich auf ihn stürzen wollte, tauchte neben Boyt ein Fremder auf. Er trug eine ziemlich zerschlissene Raumfahrerkombination, hatte einen Waffengürtel umgeschnallt und war ein einziges Muskelpaket.

„Das ist Ferro Strannitz, ein ehemaliger Prospektor, der in der Provcon-Faust Zuflucht gefunden hat“, stellte Boyt ihn vor. „Ich mußte lange suchen, um einen Freund wie ihn zu finden. Ferro wird von jetzt an bei uns wohnen.“

„Ich prügle diesen Tramp aus dem Haus!“ schrie Vic in blinder Wut. Aber Virna stellte sich vor ihn.

36

„Wenn Boyt meint, daß wir diesem Mann für ein paar Tage Obdach gewähren sollen, dann zeigt das nur, daß er ein gutes Herz hat“, sagte sie.

„Danke, Ma'am“, sagte Ferro höflich, und mit einem warnenden Seitenblick zu Vic fügte er hinzu: „Ich werde mich um Boyt kümmern wie um meinen eigenen Sohn.“

*

„So geht das nicht mehr weiter, Boyt“, sagte Virna ein halbes Jahr später zu ihrem Sohn. „Du mußt Ferro beibringen, daß er nicht mehr bei uns bleiben kann. Wenn ich von mein-nem Einsatz zurückkomme, muß er das Haus verlassen haben.“

„Du hast recht, Virna“, sagte Boyt. „Es ist einer zuviel im Haus. Aber Ferro bleibt.“

„Wie meinst du das?“

„Wirf Vic hinaus.“

„Aber Boyt... Ich liebe Vic. Und er braucht mich. Du kannst nicht verlangen, daß ich ihn wegen dieses Tramps auf die Straße setze.“

„Ich hasse Vic. Es muß endlich etwas geschehen.“

Virna begann zu schluchzen, aber Boyt blieb hart. Sein Gesicht zeigte zwar Mitgefühl, aber das war nur Maske.

„Wenn du einen Mann brauchst, warum nimmst du dann nicht Ferro?“ bot Boyt ihr an.

„Diesen heruntergekommenen Prospektor? ... Aber was reden wir darüber, du verstehst diese Dinge nicht.“

„Wenn dir Ferro nicht gefällt, kann ich dir einen anderen Mann beschaffen. Laß mich nur machen, Virna. Jörge hat mir versichert, daß ich schon eine viel größere Bandbreite habe. Es wird sich was Passendes finden. Vic muß einfach weg.“

„Wenn du so sprichst, dann habe ich Angst davor, dich allein hier zurückzulassen und in den Einsatz zu gehen“, sagte Virna.

„Ich bin nicht allein, ich habe Freunde“, versicherte Boyt. „Du kannst beruhigt in den Ein-satz gehen. Ich habe dich dazu überredet, weil ich weiß, wie dringend du diese Arbeit brauchst. Du brauchst das Gefühl, anderen Menschen helfen zu können. Wenn du zu-rückkommst, dann wird alles anders aussehen.“

Boyt, Vic und Ferro begleiteten sie zum Raumhafen. Als sie die KORMORAN bestieg, sah sie die drei einträchtig beisammenstehen und ihr winken. Trotz dieses scheinbaren Bild des Friedens trat sie den Flug mit einem unguten Gefühl an.

Während des dreiwöchigen Einsatzes in der Milchstraße vergaß sie jedoch ihre privaten Sorgen. Sie ging förmlich in ihrer Arbeit auf. Wie unbedeutend und nichtig doch ihre Probleme gegen die der Flüchtlinge waren! Das Bewußtsein, anderen und noch unglücklichen Menschen helfen zu können, wirkte wie eine Regenerierungskur auf sie. Sie kam wie neugeboren nach Gaa zurück.

Doch das Hochgefühl währte nicht lange.

Kaum hatte sie die KORMORAN verlassen, da traten zwei Regierungsbeamte an sie heran.

„Sie leben mit Vic Lombard zusammen, Frau Marloy? Würden Sie uns bitte begleiten? Sie müssen jemanden identifizieren.“

„Ist Vic etwas zugestoßen?“ fragte sie bange. „Warum wurde ich nicht früher verständigt?“

„Wir warteten bis zur Landung der KORMORAN, um für Sie nicht noch alles schlimmer zu machen.“

Sie brachten sie ins Leichenschauhaus und zeigten ihr den Toten. Es war unverkennbar Vic, das erkannte sie an dem Armersatz. Ihr wurde bei dem Anblick schlecht. Der Körper wirkte ausgelaugt, vertrocknet. Die Haut war pergamentartig, wie mumifiziert.

37

Man sagte ihr, daß der Tod durch einen explosiven Schrumpfungsprozeß des gesamten Zellkern-Haushalts herbeigeführt worden sei, und es wurde die Vermutung einer bisher unbekannten Seuche geäußert.

Virna beantwortete die an sie gerichteten Fragen, aber sie war nicht bei der Sache. Sie mußte immer wieder an Cloens Mungokätzchen denken, das dieselben Symptome wie Vic gezeigt hatte. Aber darüber schwieg sie.

Nachdem die Formalitäten erledigt waren, wurde sie in einem Regierungsschweber nach Hause gebracht. Boyt war nicht allein. Außer Ferro befand sich noch ein Fremder im Haus.

Er war groß und schlank, hatte blondes Haar und ein schmales, scharf geschnittenes Gesicht.

„Das ist Hamon“, stellte Boyt ihn vor. „Er ist bereit, dich über Vics Verlust hinwegzutros-ten.“

Das war zuviel für Virna. Sie flüchtete auf ihr Zimmer. Wenig später kam Boyt zu ihr.

„Wenn du willst, Virna, schicke ich meine Freunde fort“, sagte er sanft. „Es ist ohnehin besser, wenn ich nicht mit ihnen gesehen werde. Willst du mit mir allein sein, Virna?“

Sie nickte.

*

Virnas Verfall kam nicht von einem Tag zum anderen, es war ein Prozeß über Jahre. Er hatte begonnen, als Boyt vor sechs Jahren plötzlich in ihrem Haus auftauchte. Bald konn-te sie ihren Dienst in der Rettungsflotte nicht mehr versehen, weil sie den Strapazen nerv-lich und körperlich nicht mehr gewachsen war. Sie arbeitete überhaupt nicht. Boyt sorgte für sie. Virna fragte ihn nicht, woher er das Geld hatte; sie stellte überhaupt keine Fragen, machte ihm keine Vorschriften und überließ ihn sich selbst, obwohl sie nach außen hin den Anschein erweckte, daß sie ihm eine strenge Erziehung gab. Aber das war Boyts ei-gener Wunsch.

Er brachte keine Fremden mehr ins Haus. Seit dem Tage, da er Ferro und den Raumfahrer, mit dem er sie verkuppeln wollte, fortgeschickt hatte, kam außer Jörge Bellon nie-mand mehr zu Besuch.

Aber Virna war sicher, daß sich Boyt mit seinen „Freunden“, die er seit neuestem „Para-tender“ nannte, insgeheim traf. Sie war ihm einmal nachgeschlichen und hatte beobach-tet, wie er in ein fremdes Haus ging. Sie war ihm auch dorthinein gefolgt und hatte sich plötzlich inmitten einer Runde von sieben Personen gefunden, die sie noch nie in ihrem Leben gesehen hatte.

Boyt war damals sehr wütend, und es hätte nicht viel gefehlt, und er wäre gegen sie tät-lich geworden. Tage darauf hatte er sich bei ihr für sein Verhalten entschuldigt und ihr zum Zeichen der Versöhnung jenes Amulett in die Hände gedrückt, das sie in all den Jah-ren nur einmal und zwar an jenem Tag bei ihm gesehen hatte, als er zu ihr zurückgekehrt war.

Sie spürte von dem unbekauenen Anhänger eine seltsame Kraft auf sich überfließen, und während sie noch auf den rohen Klumpen starre, erschien darin das Abbild eines zwotterähnlichen Zwerges, der ihr lächelnd zuwinkte ... Die Erscheinung verblaßte, als Boyt ihr das Amulett schnell wieder wegnahm.

„Genug“, sagte er und verstautete das Amulett unter seinem Gewand. „Das ist nur etwas für meine Paratender. Sie halten mich für einen Sektierer und ahnen nicht, welche Macht ich über sie habe. Ich bin dabei, mich völlig neu zu orientieren, Virna. Jörge hat mich auf die Idee gebracht, in den Untergrund zu gehen. Ich muß mir eine Doppelexistenz aufbau-en, um unerkannt zu bleiben.“

38

Er nahm sich ihr gegenüber nie ein Blatt vor den Mund, weil er sicher sein konnte, daß sie nichts gegen ihn unternehmen würde. Sie war seine Klagemauer und vielleicht auch sein Jungbrunnen. Denn während sie einem beschleunigten Alterungsprozeß unterworfen zu sein schien, war es, als hätte er die ewige Jugend gepachtet. Er war ein Kind unbe-stimmbaren Alters mit einem Engelsgesicht, und sie war überzeugt, daß er sich dieses Engelsgesicht bewahren würde, wie alt er auch war. Sie dagegen war mit 34 Jahren eine Greisin, die oft an den Tod und die Phrase vom Tod als Erlöser dachte.

Obwohl Virna wußte, daß Boyt wie ein Vampir ihre Lebensenergie aufsaugte, war sie

froh, wenn er sie besuchen kam. Die Hörigkeit zu ihm störte sie nicht.

„Was wird aus dir, wenn ich einmal nicht mehr bin?“ fragte sie ihn.

„Ich kann längst auf eigenen Beinen Stehen“, erwiderte er. „Außerdem habe ich Jörge. Er ist ein guter Lehrmeister, und er kann mir noch sehr nützlich sein. Ohne dich kann ich leben, aber ich weiß nicht, was ich ohne ihn machen würde.“

Sie war solch harte Worte von ihm gewohnt.

Eine Woche nach diesem Gespräch kam Jörge Bellon zu Besuch. Virna freute sich über die Abwechslung, und noch mehr freute sie sich, als sie ihm sagte, daß Boyt nicht da sei, und er sich froh darüber zeigte und versicherte, daß er allein ihretwegen gekommen sei.

„Ich will mich von dir verabschieden“, sagte er. Auch Jörge war in den letzten Jahren stark gealtert. „Ich mache Schluß mit Boyt.“

„Das kannst du nicht, Jörge. Er braucht dich wie keinen anderen Menschen. Er hat es mir erst vor ein paar Tagen gesagt.“

Jörge lachte verbittert.

„Sieh mal, Virna, ich habe lange genug Geduld gehabt. Ich glaubte, Boyts Entwicklung steuern zu können. Das hört sich absurd an, da er ja mich beeinflußt und mir seinen Willen aufzwingt. In der Praxis ist das aber etwas anders. Ich muß ihm zwar gehorchen, kann nichts tun, was ihm schaden würde, habe mir aber meinen gesunden Menschenverstand bewahrt. Ich bin sein Sklave, zugleich aber auch sein gutes Gewissen und sein schärfster Kritiker geblieben. Boyt hat nicht soviel Macht über mich, daß er meine Persönlichkeit ausschalten kann.“

„Boyt ist nicht wirklich schlecht, er steht jenseits von Gut und Böse“, sagte Virna.

„Das habe ich früher auch gedacht“, erwiderte Jörge. „Aber nachdem alle meine Bemü-hungen gescheitert sind, aus ihm ein wertvolles Mitglied unserer Gesellschaft zu machen, habe ich die bittere Erkenntnis gewonnen, daß ich auf aussichtlosem Posten stehe. Boyt hat keine Moral, kein sittliches Empfinden, menschliche Werte erkennt er nicht an.“

„So darfst du von ihm nicht sprechen, Jörge.“

„Aber es ist die Wahrheit, Virna. Boyt steht außerhalb aller Konventionen. Er ist das, was die Psychologen als gemütlos bezeichnen, ohne Mitgefühl für andere, ohne Scham und Ehrgefühl oder Gewissen läßt er seinen Trieben ungehindert freien Lauf. Ich kann das nicht länger unterstützen.“

„Was führst du im Schilde, Jörge?“

„Ich habe mich für eine Expedition zum vierten Planeten des Teconeen-Systems verpflichtet“, antwortete Jörge. „Dort hoffe ich, genügend Distanz zu gewinnen und zu einem endgültigen Entschluß zu kommen.“

„Ha, glaubst du, dich auf diese Weise deinen Verpflichtungen entziehen zu können?“ schrie sie ihn an. „Da irrst du gewaltig, Jörge. Boyt wird dich auch im Teconeen-System aufspüren. Und er wird dich für deinen Verrat bestrafen.“

„Wir werden sehen. Leb wohl, Virna.“

Eine Woche später tauchte Boyt auf. Er war völlig verstört.

39

„Jörge ist tot“, eröffnete er Virna, die selbst am Ende ihrer Kräfte war. „Ich wußte es schon, bevor die Nachricht eintraf, daß er bei einem Unfall auf Teconeen IV ums Leben gekommen ist. Mir war, als würde ein Stück von mir absterben.“

„Du schaffst es auch allein, mein Junge“, tröstete sie ihn und erzählte ihm, wie schlecht Jörge über ihn gesprochen hatte.

„Dieser Hundesohn!“ schrie Boyt außer sich. „Wie kann er es wagen, mich so schmählich im Stich zu lassen. Was soll ich denn ohne ihn machen? Ich war mir seiner so sicher, daß ich mich völlig in seine Abhängigkeit begab. Jetzt habe ich nur noch dich, Virna.“

Aber er hatte sie nur noch kurze Zeit.

Sie starb in seinen Armen.

Zwischenspiel: Januar 3586

Der Mann steht am Fenster und blickt auf die Stadt hinaus.

„Terrania“, murmelt er. „In einigen Jahren, wird diese Stadt wieder zum Zentrum der Ga-laxis geworden sein. Es war wichtig, als einer der ersten auf der zurückgekehrten Erde zu sein und die Entwicklung von Anfang an mitzubestimmen. Hier habe ich ganz andere Möglichkeiten als in der Provcon-Faust.“

Der Mann spricht leise, wie zu sich selbst und so, daß die Frau nur Bruchstücke verste-hen kann. Sie ist seinem Gedankensprung auch geistig gar nicht gefolgt, sondern sie ver-arbeitet noch seine Erfüllung. Er hat erst einen kurzen Abschnitt seines Lebens enthüllt, aber wahrscheinlich den wichtigsten, wenn man bedenkt, wie ausführlich er ihn behandelt hat.

„Wie ist es dir nach Jörge Bellons Tod gegangen?“ fragt sie, um zu verhindern, daß er abschweift. Sie muß ihn hinhalten, Zeit gewinnen: Wenn sie ihn beschäftigt, hat er keine Gelegenheit, sich mit der Situation auseinander zu setzen und Mißtrauen zu schöpfen.

„Jorges Tod hat mich zurückgeworfen“, sagt er bitter. „Ich mußte praktisch wieder von vorne beginnen. Er war nicht nur mein Lehrer. Er war das Gehirn, das für mich dachte. Er entwarf die Zukunftspläne für mich, er erarbeitete für mich die Kampfstrategie, und er war es auch, der die Sicherheitsvorkehrungen traf, die mich vor einer Entdeckung schützen sollten. Das alles überließ ich ihm. Von mir kamen nur die Befehle, der es bedurfte, seine Theorie in die Tat umzusetzen. Indirekt war es auch Jörge, der mich auf die Idee brachte, Vic zu beseitigen. Ich will die Schuld nicht auf ihn abwälzen, o nein, ganz bestimmt nicht - ich fühle mich gar nicht schuldig. Jörge war sehr moralisch, aber es genügte, daß er mir sagte, daß Vic für mich noch zur Gefahr werden konnte, weil er zuviel über mich wußte. Das leuchtete mir ein. Also wartete ich den günstigsten Zeitpunkt ab ... Vic machte es mir leicht. Er versuchte, mich zu erpressen, so daß mir nur dieser letzte Ausweg blieb. Er brachte mich in eine Zwangslage, und ich handelte in Notwehr. Ich habe immer nur getö-tet, wenn man mich in die Enge trieb.“

Die Frau ist nachdenklich geworden.

„Als du zu mir kamst, sagtest du, daß du auf der Flucht seist“, erinnert sie ihn. Sie schluckt und stellt die entscheidende Frage: „War das auch eine solche Zwangslage, in der du keinen anderen Ausweg mehr sahst, als zu töten?“

„Meine Paratender haben das für mich erledigt“, erwidert der Mann. „Zum Glück erkann-te ich die Falle noch rechtzeitig und konnte fliehen. Ich weiß nicht, was aus meinen Jägern geworden ist, aber du kannst beruhigt sein, Cilla, hierher sind sie mir nicht gefolgt.“

„Deswegen sorge ich mich gar nicht...“ Sie schüttelt die sie quälenden Gedanken ab und kommt wieder auf das ursprüngliche Thema zurück. Vielleicht findet sie doch noch den Schlüssel zu Boyt Margors Wesen, wenn er ihr seine Vergangenheit enthüllt. Bisher weiß sie kaum etwas über ihn.

40

„Wie ging es nach Jorges Tod mit dir weiter, Boyt?“

„Ganz tief hinunter - sagte ich nicht, daß ich von ihm abhängig war? Es hat Jahre ge-

dauert, bis ich mich wieder einigermaßen gefangen hatte. Lange Zeit war ich nicht einmal in der Lage, eine PSI-Affinität zu anderen Menschen zu erkennen. Ich glaubte schon, daß ich durch Jorges Selbstmord meine Fähigkeiten verloren hatte. Ich bin sicher, daß es Selbstmord war. Jörge war intelligent, er hat erkannt, daß es nur eine Möglichkeit gab, von mir loszukommen: den Tod. Zweifellos spekulierte er auch damit, daß ich untergehen würde, wenn er einmal nicht mehr war. Lange Zeit sah es auch so aus. Aber ich überwand diese Krise und regenerierte mich allmählich wieder. Da ich immer andere für mich hatte arbeiten lassen und es nicht für nötig gehalten hatte, mich zu bilden, übernahm ich im Raumhafen von Soltown zuerst einen Job, bei dem ich nur Handlangerdienste verrichten mußte. Irgendwann lief mir dann einer über den Weg, der genau auf meiner Wellenlänge lag. Er hieß Carl Michell und war ein Niemand, aber er war wichtig für mich, weil ich an ihm meine Fähigkeiten schulen konnte. Nach ihm konnte ich andere Paratender in einfluß-reicheren Stellen gewinnen und arbeitete mich so nach oben, gewann immer mehr Einfluß. Aber ich war immer darauf bedacht, mich nicht mehr in Abhängigkeit zu anderen zu bringen. Ich behielt die Zügel fest in der Hand, zog die Fäden aus dem Hintergrund. Das bewährte sich. Ich war die graue Eminenz in der Provcon-Faust. Ich hatte große Macht, aber ich wurde nicht großenwahnsinnig. Ich hielt meine Trümpfe zurück, baute mein geheimes Imperium auf Gää langsam und unbemerkt immer weiter aus, geduldig auf den Tag wartend, da ich stark genug wäre, die Völker in der Provcon-Faust zu beherr-schen.“

Als Boyt Margor geendet hat, sagt die Ambientepsychologin wissend:

„Aber du hast zu lange gewartet. Deine Pläne wurden vom ‚Unternehmen Pilgervater‘ durchkreuzt. Die Menschheit wanderte zur heimgekehrten Erde aus ...“

„Unsinn!“ unterbricht er sie ungehalten. „Der Exodus aus der Provcon-Faust ist mir sehr gelegen gekommen. Es gab lange zuvor einige entscheidende Ereignisse.“ Er unterbricht sich, blickt ihr in die Augen und sagt sanft: „Du denkst sicher, daß ich keinerlei Skrupel hätte. Aber das ist ein Irrtum, Cilla. Natürlich fühle ich mich den Menschen überlegen, a-ber deswegen halte ich sie nicht für minderwertig. Ich bin nur anders als sie.“

„Ich glaube, ich weiß, worauf du hinauswillst“, erwidert die Frau nachdenklich. „Du willst sagen, daß du gegenüber deinesgleichen mehr Skrupel hättest. Aber das ist reine Theo-rie, du wirst diese Behauptung nie beweisen können.“

„Doch, Cilla. Ich habe es getan und dabei erkannt, daß ich gerade sentimental bin.“

„Du hast jemanden wie dich gefunden?“

Das war das Stichwort für ihn.

3524 - 3579: Bran Howatzer und die anderen

9.

Zimbat Howatzer war in Hochstimmung. Er hätte die ganze Welt umarmen können. Sei-ne Frau Mille hatte ihm vor einer Woche einen Sohn geboren, und das war der Anlaß für eine intime Feier im Freundeskreis. Da Zimbat Howatzer ein geselliger Mensch war, hatte er jedoch viele Freunde, so daß aus dem Fest in kleinem Kreis schließlich ein Spektakel für sechzig Personen wurde.

Mille war als Gastgeberin eindeutig überfordert, aber sie hielt sich tapfer. Zimbat hatte im letzten Moment einen Dienstroboter gemietet und beim örtlichen Küchendienst weitere Menübestellungen aufgegeben, so daß Mille wenigstens in dieser Beziehung entlastet

41

war. Sie konnte sich ihren Gästen ausgiebiger widmen, was aber auch recht

anstrengend war.

Ständig mußte sie mit irgend jemandem anstoßen, und obwohl sie von ihrem Glas immer nur nippte, hatte sie inzwischen einen Schwips.

Im Garten stand ein Multi-Synthesizer, der ständig irgendwelche Geburtstagslieder intonierte und die Gäste dazu animierte, auf den „Stammhalter“ oder „Zimbat junior“ anzustimmen.

„Nein, das tue ich ihm nicht an“, erklärte Zimbat Howatzer mit lauter Stimme. Er war mittelgroß, ziemlich untersetzt und hatte ein derbes Gesicht; zu dieser Stunde stand er bereits recht unsicher auf seinen stämmigen Beinen. „Ich habe es meinem Vater nie verziehen, daß er mich ausgerechnet Zimbat taufte. Zimbat Howatzer - wie hört sich das an!“

„Habt ihr euch schon überlegt, wie er heißen soll?“

Zimbat legte den Arm zärtlich um seine Frau und nickte ihr auffordernd zu.

„Wir wollen ihn Bran nennen“, sagte sie.

Der Name machte die Runde, und alle gaben der Meinung Ausdruck, daß dies ein schöner und klangvoller Name sei. Auch wenn dies weniger ehrlich als freundlich gemeint sein mochte, Zimbat und Mille forschten dem nicht nach. Sie waren mit ihrer Wahl zufrieden, und nur darauf kam es an.

„Jetzt wird es aber Zeit, daß ihr uns den Prinzen einmal vorführt!“

Mille seufzte ergeben. Sie hatte es längst schon aufgegeben zu zählen, wie oft sie Leute ins Kinderzimmer geführt hatte, um sie einen Blick auf ihren Sohn werfen zu lassen. Ihr war dieser Rummel zuwider, aber Zimbat zuliebe machte sie das Theater mit.

„Ich liebe dich“, flüsterte er ihr auf dem Weg ins Kinderzimmer zu, während die Meute grölend hinter ihnen drein folgte. An der Tür zum Kinderzimmer angelangt, genügte jedoch ein scherhaftstrenges Kommando von Zimbat, um sie zum Verstummen zu bringen.

„Kumpels! Derjenige, der mir Bran zum Weinen bringt, bekommt eine Woche Pflegedienst aufgebrummt.“

Man schllich auf Zehenspitzen ins Zimmer, bewunderte flüsternd das geschmackvolle Design und die automatische Wiege. Mille kam der Kleine etwas verloren vor, wie er in dem großen, nüchternen Kasten lag, umgeben von Geräten, die über sein Wohlbefinden wachten. Sie selbst hätte ein einfaches Bettchen vorgezogen, aber Zimbat hatte darauf bestanden, daß sein Sohn von Geburt auf in den Genuß der modernsten technischen Errungenschaften kommen solle. Er war ein unverbesserlicher Technokrat, aber dennoch ein Mann mit Herz, und Mille wußte, daß es keinen stolzeren Vater als ihn gab.

Die Gäste umstanden gaffend die Wiege. Einige schossen Restlicht-Fotos, gruppierten die Eltern mit ihren speziellen Freunden um den Kleinen und sparten nicht mit den üblichen Floskeln.

„Ist er nicht süß! Dir wie aus dem Gesicht geschnitten, Zimbat.“

Zimbat blickte stirnrunzelnd in die Wiege, betrachtete skeptisch das zerknittert wirkende Gesicht des Kleinen und meinte:

„Bin ich wirklich so häßlich?“

Mille verzog ihm solche Spaße.

„Kann man ihn nicht für einen Moment herausnehmen? Ich möchte einmal so etwas Kuscheliges, Weiches an mich drücken.“

„Sprich mal mit deinem Mann, Jane.“

„Nein, ehrlich, Mille. Ein allerliebstes Kerlchen.“

Weitere Fotos wurden geschossen.

„Wenn du einen Wunsch für deinen Sohn offen hättest, was würdest du ihm fürs Leben wünschen, Zimbat?“

42

„Daß er nicht meine Nase bekommt“, antwortete Zimbat schlagfertig. Er hatte damit einen solchen Lacherfolg, daß er seine Gäste zur Ordnung rufen mußte. „Erinnert euch, Freunde, was ich demjenigen angedroht habe, der Bran weckt. Ich glaube, wir beenden jetzt...“

Er unterbrach sich, als er über die Köpfe der anderen hinweg einen Fremden sah, der sich durch ihre Reihen einen Weg zur Wiege bahnte.

Er war mittelgroß, ungewöhnlich schmalbrüstig und hatte lange, dünne Glieder, was besonders deutlich zu erkennen war, weil er ein enganliegendes Gewand trug.

Noch ungewöhnlicher als seine Gestalt war jedoch sein Gesicht. Die albino-weiße Haut verlieh ihm etwas Überirdisches, und die nachtblauen Augen und das metallisch schimmernde Haar, das er über der ausladenden Stirn hochgekämmt und an der Seite straff nach hinten gebürstet trug, bildeten einen seltsamen Kontrast. Seine Augen waren starr auf die mechanische Wiege gerichtet, und dabei lächelte er milde.

„Wer ist das?“ fragte Mille leise und klammerte sich an ihren Mann.

Zimbat zuckte die Schultern. Er wußte nur, daß dieser Mann keiner ihrer Gäste war. Doch er kam nicht dazu, sich darüber zu äußern. Denn als der Fremde die Wiege erreicht hatte, entdeckte er seinen Halsschmuck. Es handelte sich um einen ovalen Ring, an dem ein Klumpen eines unbekannten Metalls oder Minerals hing.

Der Fremde stützte sich an den Rändern der Wiege ab und beugte sich darüber.

„Du bist einer wie ich“, sagte er dann mit einer weichen, einschmeichelnden Stimme. Das war alles. Er griff sich nur noch kurz an den ungeschliffenen Klumpen an seinem Hals, dann wandte er sich kurz Zimbat und seiner Frau zu.

„Die Kräfte der verbotenen Künste sind schützend über ihm!“

Bevor er sich endgültig abwandte, sah Mille noch, wie sich aus der rauen Fläche seines Halsschmucks das Bildnis eines winkenden Gnomen herauskristallisierte. Sie schrie in plötzlicher Panik auf. Bran wurde aus dem Schlaf gerissen und begann zu weinen. Ein Tumult entstand unter den Gästen, und als Zimbat in dem allgemeinen Durcheinander versuchte, dem Fremden zu folgen, um ihn zur Rede zu stellen, war dieser längst schon verschwunden.

*

Solange sich Bran Howatzer zurückrinnern konnte, hatte er immer Agraringenieur wie sein Vater werden wollen; Siedlungen und Farmen zu planen und zu bauen wie er, den gänischen Kontinent Fatrone für die Menschheit erschließen zu helfen. Wie es aber meistens mit Kindheitsträumen ist, wurde nichts daraus. Der Grund dafür war einsteils der, daß mit zunehmendem Alter sein Vater von anderen Leitbildern verdrängt wurde. Andererseits war seine Abkehr von den Agrarwissenschaften auf eine Reihe mysteriöser Umstände zurückzuführen, von denen er lange Zeit nichts Genaues wußte.

Erst als er seine Fähigkeit entdeckte und zu gebrauchen begann, da hatte er gewisse Ahnungen, daß er sein Leben nicht allein bestimmen konnte. Die volle Wahrheit erfuhr er aber erst viel später.

Durch sein Leben geisterte ein Unbekannter, von dem er nicht wußte, wie er hieß oder was er war. Er kannte nur sein Aussehen: Er war schlank und schmalbrüstig, hatte ein Engelsgesicht mit ungewöhnlich heller Haut und eindrucksvolle Augen. Und er trug stets ein Amulett bei sich, das aussah wie ein ungeschliffener Kristall.

Obwohl Bran später, als er auf eigenen Füßen zu stehen meinte, die Nachforschungen

mit großen Anstrengungen betrieb, war es ihm nicht möglich, irgendwelche Informationen über diesen Mann zu bekommen.

Es gab keine Hinweise für seine Existenz.

43

Zum erstenmal hörte er mit sechs von ihm.

Sein Vater machte zu Hause Urlaub, was selten genug geschah. Bran war scheinbar in sein Spiel vertieft, während seine Eltern sich nebenan gedämpft unterhielten. Aber so lei-se sie auch sprachen, Bran schnappte genug auf, um zu erkennen, daß das Gesagte für ihn nicht von Interesse war.

Plötzlich wurde er hellhörig und lauschte bewußt.

„.... geht mir der Fremde nicht aus dem Sinn, der vor sechs Jahren auf einmal in Brans Zimmer stand. Erinnerst du dich daran, daß er sagte, Bran sei wie er? Zum Glück hat er mit diesem blassen Gespenst keinerlei Ähnlichkeit.“

„Ich erinnere mich auch, daß du den Wunsch geäußert hast, Bran möge nicht deine Na-se bekommen, Zimbat“, sagte die Mutter. „Aber dieser Wunsch ist nicht in Erfüllung ge-gangen. Bran ist dir wie aus dem Gesicht geschnitten.“

Der Vater ging auf ihre Worte nicht ein.

„Ich werde den Gedanken nicht los, daß wir von dem Fremden noch einmal hören werden“, fuhr er fort. „Er schien zu wissen, wovon er sprach. Und er hatte einen so seltsamen Talisman umhängen, von dem eine eigene Ausstrahlung ausging. Ich bin wahrlich nicht abergläubisch, aber ich habe das Gefühl, daß diese Begegnung für Bran schicksalsbe-stimmend war.“

„Wenn es zutrifft, dann hat der Fremde Bran Glück gebracht“, behauptete die Mutter.

Mit acht ertappte Bran seine Mutter zum erstenmal beim Lügen. Er war allein im Haus, und sie kam später, als sie gesagt hatte, und er bekam es langsam mit der Angst zu tun. Als sie schließlich zurückkam, sagte sie, daß ein Unfall in einem der Rohrbahntunnel sie aufgehalten hätte.

Bran spürte jedoch, daß sie die Unwahrheit sagte. Er wußte nicht wieso, aber er war si-cher, daß sie ihn belog. Von da an schaute er seiner Mutter genauer auf den Mund, wie man so schön sagt, in Wirklichkeit esperte er jedoch ihre Gefühlsschwingungen, ohne diesen Vorgang selbst zu erkennen.

Ein halbes Jahr später ertappte er seine Mutter neuerlich bei einer Lüge. Sie schickte ihn zu Bekannten, weil sie wichtigen Besuch erwartete. Bran fand weiter nichts dabei. Als er jedoch nach Hause zurückkam und seine Mutter meinte, daß der Besuch sie hatte sit-zen lassen, wußte er, daß das nicht stimmte.

Sie hatte Besuch gehabt, dessen war er sicher. Irgend etwas lag in der Luft, das davon Zeugnis ablegte. Und dieses Etwas ging von seiner Mutter aus, und als er genauer forsch-te, explodierte förmlich eine Bilderfolge in seinem Geist.

Es war ein furchtbarer Schock für ihn, als er plötzlich den Mann zusammen mit seiner Mutter sah, dessen Beschreibung er schon einmal von seinem Vater erhalten hatte.

Bran sah ihn deutlich vor sich, aber er sah ihn sozusagen mit dem Auge seiner Mutter, und deshalb hatte er nichts Unheimliches an sich. Er war wirklich erschreckend dünn, man hatte Angst, daß er bei einer unvorsichtigen Bewegung in der Mitte abbrechen würde. Der unförmige Klumpen, der ihm auf der Brust baumelte, war in Brans Augen unansehnlich.

Kaum war die Bilderfolge verblaßt, lief er auf sein Zimmer, um sich auszuweinen. Es schockierte ihn weniger, daß die Mutter ihn belog, er hatte einfach Angst vor dem unerklärlichen Phänomen der rückwirkenden Bilderschau, wie er es impulsiv nannte.

Später, als er sich mehr und mehr damit beschäftigte und erkennen mußte, daß er seine erschreckende Gabe gelegentlich steuern konnte, fand er einen anderen Namen - er nannte es eine „Erlebnis-Rekonstruktion“ -, aber deswegen wurde die Furcht davor nicht geringer.

44

Er kam dahinter, daß der blasse Fremde in gewissen Abständen immer wieder Kontakt zu seiner Mutter aufnahm, und zwar immer dann, wenn sein Vater fort war. Einmal hörte er ihn in einer Erlebnis-Rekonstruktion seiner Mutter sogar sprechen.

Er sagte: „Ich werde dafür sorgen, daß Bran seinen Weg macht.“

Bran schämte sich seiner selbst, daß er seiner Mutter nachspionierte. Aber seine Neugier war stärker als die Scham. Schließlich wußte er aus seinem Dilemma keinen anderen Ausweg mehr, als seine Mutter zur Rede zu stellen. Er sagte ihr auf den Kopf zu:

„Der dünne Albino war wieder da!“

„Wovon redest du, Bran?“

Da brach es aus ihm heraus. Schluchzend berichtete er, daß er aus ihren Emotionen genau herauslesen konnte, wo und wie sie die letzte Stunde verbracht hatte, und daß sie sich mit dem Unheimlichen verschworen hatte, der ihn schon an seiner Wiege heimge-sucht.

Sie wußte darauf nur zu sagen, daß er das alles falsch sehe, und sie weinte mit ihm, und schließlich bat sie ihn, seinem Vater von diesen Zusammenkünften nichts zu erzählen.

„Er meint es gut mit dir, Bran. Er weiß, was das Beste für dich ist“, versicherte sie.

In der Folgezeit wurde sie vorsichtiger. Entweder sie kam mit dem „dünnen Albino“ nicht mehr zusammen, oder sie ließ nach den Treffen genug Zeit verstreichen, so daß Bran nicht mehr in der Lage war, diese zu rekonstruieren. Damals - er war gerade zehn - konnte er die Gefühlsschwingungen anderer nur eine knappe Stunde zurückverfolgen.

Das reichte jedoch aus, daß er seine unselige Veranlagung zu verwünschen begann, ja, manchmal sogar zu hassen lernte. Das entscheidende Erlebnis hatte er an seinem zehn-ten Geburtstag.

Sein Vater war extra von der Südspitze des Kontinents nach Soltown gekommen, um mit seiner Familie zu feiern. Bran vergaß beim Auspacken der Geschenke all sein Unglück. Er war bald so sehr in sein Spiel vertieft, daß er das Verschwinden seiner Eltern nicht bemerkte.

Er wußte nicht einmal, wie viel Zeit verstrichen war, bis seine Mutter mit verklärtem Blick und leicht geröteten Wangen zurückkam. Sie kniete neben ihm nieder, als sei nichts gewesen, und sagte irgend etwas. Sie sprach recht atemlos, und das war es, was Brans Verdacht erregte.

„Wo warst du?“ fragte er.

„Ich habe deinem Vater beim Auspacken geholfen“, antwortete sie.

Er schaute sie nur an und wußte es besser. Er sah häßliche abstoßende Bilder.

„Lüge! Lüge!“ schrie er. „Ihr habt gerauft und euch geküßt!“

Zimbat, der gerade hereinkam, erstarrte.

„Was redest du da, mein Junge?“ fragte er erschüttert.

„Ich weiß, wovon ich rede“, schrie Bran in seinem Schmerz. „Ihr könnt mir nichts vormachen, denn ich durchschau euch. Eure Gedanken und Gefühle verraten mir, was ihr gerade...“

Bran verstummte schuldbewußt, aber es war bereits zu spät. Eine ernste Aussprache zwischen seinen Eltern folgte. Bran rekonstruierte später ihr Gespräch fragmenthaft.

Mutter: „Ich weiß schon längst, daß er anders als andere Jungen in seinem Alter ist. Manchmal wurde er mir geradezu unheimlich, wenn ich mich einer Notlüge bediente, und er mich entlarvte.“

Vater: „Es ist nicht bedenklich. Er scheint eine parapsychische Begabung zu haben, der Telepathie nicht unähnlich. Wir sollten sein Talent fördern.“

Mutter: „Wie meinst du das?“

45

Vater: „Wir werden einen Parapsychologen hinzuziehen. Er soll ihn testen. Ich werde mich mal erkundigen. Aber es ist besser, wenn Bran nichts davon erfährt.“

Bran erfuhr davon, und er erfuhr auch dank seiner Gabe, die sein Vater immer noch unterschätzte, wann der Test stattfinden sollte. Bran erfuhr noch mehr. Sein Vater verriet ihm ungewollt, welcherart die Tests waren, und auf diese Weise wußte Bran, wie er sich verhalten sollte.

Vater: „Der Parapsychologe hat mir gesagt, daß es besser ist, Bran völlig im unklaren darüber zu lassen, was mit ihm passieren soll. Wenn Bran informiert ist, könnte er so aufgeregt sein, daß ein PSI-missing-Effekt auftritt, seine Gabe also nicht zum Tragen kommt.“

Mutter: „Ich habe Angst, Zimbat.“

Vater: „Lächerlich. Bran wird glauben, daß er routinemäßige Schultests über sich ergehen lassen muß. Man wird ihn zwanglos in einer Gesprächsrunde aufnehmen. Es wird alles wie ein harmloses Gespräch aussehen. Dabei werden die Teilnehmer gelegentlich bewußt lügen, falsche Angaben machen, etwa über ihre Handlungen vor der Diskussion. Wenn Bran ein Telepath oder Empath ist, dann wird er die Wahrheit erkennen und dies dem Tester durch Fangfragen verraten.“

Bran war also vorbereitet. Und er wußte, was er zu tun hatte. Als es zum Test kam, ließ er sich durch keinerlei Fangfragen irritieren. Er durchschaute alle Lügen und Heucheleien, aber er gab dies durch nichts zu erkennen. Mit der Zeit - immerhin bearbeiteten sie ihn eine volle Woche - fand er sogar Spaß an diesem Spiel. Es war ein gutes Training für ihn. Am Ende der Woche erklärte der Cheftester seinen Eltern, daß er keinerlei parapsychische Begabung habe. Bran wertete das als Erfolg. Und er gewann eine Erfahrung fürs Leben:

Er würde sich nie als Mutant zu erkennen geben.

*

Bran Howatzers Karriere verlief steil nach oben. Obwohl er selbst nicht viel dazu beige-tragen - hatte, nicht einmal sein Studium beendete und sich auch sonst nicht anstrengte, war er mit 24 Jahren stellvertretender Manager eines großen Konzerns. Trotz seiner ge-hobenen Position wußte er bis jetzt nicht genau, welche Geschäfte die „Apollo Forschungsgemeinschaft“ eigentlich betrieb.

Er war sich seiner Rolle als Strohmann vollauf bewußt. Aber das erschien ihm als einzige Möglichkeit, um an den großen Unbekannten, der aus seinem Leben nicht wegzudenken war, heranzukommen.

Jetzt war er am Ziel.

Seine Sekretärin hatte nur gesagt: „Er wünscht Sie zu sprechen, Herr Howatzer.“ Bran wußte, wer damit gemeint war: Jener Mann, der ihn protektioniert und über Mittelsmänner zu dem gemacht hatte, was er war.

Bran hatte immer nur mit Kontaktmännern zu tun gehabt, von denen er viele nicht

sogleich als solche entlarvte. Aber dank seiner Fähigkeiten hatte er immer wieder Anhaltspunkte dafür bekommen, daß der „dünne Albino“ dahintersteckte.

Er fuhr mit dem Privataufzug zum obersten Stockwerk des Hochhauses hinauf. Bevor sich die Tür vor ihm öffnete, tat sich eine Klappe in der Wand auf, und eine Robotstimme verlangte: „Legen Sie Ihren Paralysator, den Miniatursender und das Alarmgerät ab.“

Bran fühlte sich durchschaut, aber er gehorchte der Aufforderung, ohne zu zögern. Es war auch zu naiv von ihm gewesen, anzunehmen, daß ihn der mächtige Konzernboß empfangen würde, ohne ihn durchleuchten zu lassen.

46

Die Lifttür glitt auf. Bran betrat einen Dachgarten, der ihm wie der Dschungel einer fremden Welt vorkam. Aus einer Laube trat ihm ein hochgewachsener Mann entgegen. Er war muskulös und braungebrannt. Bran konnte seine Enttäuschung nicht verbergen. Der andere merkte es, lächelte jovial und schüttelte ihm die Hand.

„Ich bin der Boß“, sagte der Mann. „Aber keine Bange, ich will Sie nicht langweilen. Ich bin nur da, um den Schein zu wahren. Er wird Sie gleich kontaktieren. Seien Sie nicht überrascht, wenn Sie hier noch einen Bekannten treffen.“

Er winkte Bran noch lässig zu, dann stieg er in den Aufzug.

Bran war wieder allein. Er schlenderte über die Wege, ließ seine Blicke scheinbar bewundernd über die exotische Flora wandern, in Wirklichkeit suchte er jedoch nach ihm.

Und dann stand er vor ihm. Er sah genau so aus, wie er ihn aus der Erinnerung der anderen kannte. Schlank, flachbrüstig, mit einem blassen Jungengesicht, daß dazu verleitete, ihn zu unterschätzen. Um den Hals das Amulett, das so viele faszinierte und irritierte.

„Es freut mich, daß es endlich zu diesem Treffen gekommen ist, Bran“, sagte er mit sonorer Stimme. „Sie können mich Boyt nennen. Kommen Sie, wir haben uns viel zu sagen.“

„Sie bilden sich wohl mächtig viel darauf ein, daß Sie für mich Schicksal gespielt haben“, erwiderte Bran kalt. „Aber auf die Idee, mich zu fragen, ob ich damit einverstanden bin, sind Sie nie gekommen.“

„Wir werden alles klären“, sagte Boyt einschmeichelnd. „Ich hätte schon früher Kontakt mit Ihnen aufgenommen, aber das wäre zu gefährlich gewesen. Ich bin ein Mutant wie Sie, Bran, wir sind sozusagen Brüder. Und wie Sie war auch ich bestrebt, meine Begabung geheimzuhalten. Nur ist mir das besser gelungen. Wußten Sie, daß Sie beschattet wurden?“

„Klar, von Ihnen“, erwiderte Bran heftig. „Zeit meines Lebens haben Sie Ihre Hände schützend über mich gehalten. Ich konnte mich nicht frei entfalten, weil Sie meine Geschi-cke gelenkt haben. Dafür hasse ich Sie!“

„Das wird sich ändern“, versicherte Boyt, „wenn Sie hören, welche Pläne ich habe. Und Sie sollen mein Partner sein. Aber bleiben wir beim Thema. Ich sagte, daß Sie beschattet wurden. Das ging schon seit zwei Jahren so. Sie erinnern sich, daß sie als Kind einmal einem parapsychischen Test unterzogen wurden. Man ist darauf zurückgekommen, als man eine Erklärung für ihre steile Karriere suchte. Deshalb setzte man einen NEI-Agenten auf Sie an.“

„Das ist nicht wahr!“

„Doch. Ihr bester Freund Cloen Bellon war ein NEI-Agent. In Wirklichkeit war er auf mich aus, weil er mich für den Tod seines Vaters verantwortlich macht. Er haßte aber auch Sie, weil Sie ein Mutant wie ich sind, und gleichzeitig benutzte er Sie als

Werkzeug, weil er hoffte, durch Sie an mich heranzukommen.“

„Cloen ein Verräter? Das glaube ich nicht!“ wiederholte Bran. „Ich hätte es gemerkt.“

„Sie haben ihm vertraut und deshalb nie den Versuch gemacht, ihn zu prüfen, Bran“, sagte Boyt. „Das war ein großer Fehler, aber ich habe ihn korrigiert.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Vergessen wir es. Wir haben wichtigere Dinge zu besprechen. Vor Ihnen liegt eine große Zukunft, Bran. Sie glauben, den Zenit Ihrer Karriere erreicht zu haben, dabei stehen Sie erst am Anfang. Eines Tages, Bran, werde ich der Herr der Provcon-Faust sein, und ich habe vor, die Macht mit Ihnen zu teilen.“

„Sie sind wahnsinnig“, behauptete Bran. „Weichen Sie mir nicht aus. Ich will wissen, was aus Cloen geworden ist.“

„Er wurde uns zu gefährlich, Bran, deshalb mußte er von der Bildfläche verschwinden“, antwortete Boyt. „Auf Sie wird kein Verdacht fallen, seien Sie unbesorgt, denn Sie werden

47

von der Bildfläche verschwinden. Offiziell werden Sie sterben. Es ist schon alles in die Wege geleitet.“

Boyt teilte ein Gebüsch. Dort lag ein regloser Körper. Er war geschrumpft, wirkte wie mumifiziert.

„Das ist von Cloen geblieben“, erklärte Boyt dazu. „Ich hatte keine andere Wahl, als ihn zu töten.“

Bran taumelte zurück. Er konnte den Anblick des verstümmelten Leichnams nicht länger ertragen, ihm wurde übel.

„Jetzt steht unserer Zusammenarbeit nichts mehr im Wege, Bran“, sagte Boyt emotions-los. „Nachdem alle Brücken zu Ihrem früheren Leben abgebrochen wurden, können wir Ihr zweites Leben gestalten.“

Es dauerte lange, bis sich Bran gefaßt hatte.

„Sie Monstrum“, brachte er nur hervor.

Er wandte sich ab. Boyt folgte ihm. Bran erreichte den Aufzug und lehnte sich gegen die geschlossene Tür. Er sah sein Gegenüber an und sagte:

„Sie können mich zu nichts zwingen, Boyt, an mir versagen Ihre Fähigkeiten. Sie müßten mich schon wie Cloen töten. Aber wenn Sie es nicht tun, dann schwöre ich Ihnen, daß ich nur noch dafür leben werde, Sie zu jagen.“

Boyt schüttelte traurig den Kopf.

„Wie können Sie nur so von mir denken, Bran. Ich bin kein Mörder, und wenn ich töte, dann nur aus Selbstschutz. Und was Sie betrifft - ich liebe Sie wie einen Bruder.“

Zweifellos meinte Boyt das ernst, aber in Brans Ohren klangen diese Worte wie Hohn.

10.

Boyt Margor baute seine Macht immer weiter aus. Zwischendurch betrieb er seine Nach-forschungen über Bran Howatzer. Viel war aber nicht über ihn herauszubekommen, denn der Mutant hatte aus seinen früheren Fehlern gelernt und lebte im Untergrund.

Bran Howatzer tauchte mal hier und mal dort auf, ohne jedoch nennenswerte Spuren zu hinterlassen. Boyt setzte seine einflußreichsten Paratender auf ihn an. Doch jedes Mal wenn sie ihm zu nahe kamen, tauchte er sofort wieder unter. Bran konnte die Paratender stets dank seiner Gabe der „Erlebnis-Konstruktion“ entlarven.

Boyt prägte für ihn den Begriff Pastsensor.

Eines Tages hörte er doch etwas Neues über Bran Howatzer. Es war im August des

Jahres 3567, da trugen ihm seine Paratender zu, daß Howatzer seit einiger Zeit mit einem jungen Burschen zusammenstecke, der Dun Vapido hieß.

Boyt konzentrierte seine Nachforschungen sofort auf diese Person. Viel kam dabei jedoch nicht heraus. Dun Vapido hatte Durchschnittsbürger zu Eltern, und entsprechend war auch sein Lebenslauf. Nur eine einzige Tatsache erschien Boyt bemerkenswert, obwohl sie nicht unbedingt von Bedeutung sein mußte:

Dun Vapido war an jenem Tag im Jahre 3548 geboren worden, als Boyt auf dem Dach-garten des Hochhauses die entscheidende Auseinandersetzung mit Bran Howatzer ge-habt hatte.

Ob Zufall oder nicht, Boyt nahm sich vor, auch Dun Vapido im Auge zu behalten. Er be-kam bald Hinweise, daß auch Dun Vapido paraphysisch begabt war. Allerdings waren die Angaben darüber äußerst spärlich, so daß sich Boyt kein endgültiges Bild von seinen Fä-higkeiten machen konnte.

Freunde und Bekannte, die früher - bevor er mit Howatzer untergetaucht war - mit Dun zu tun gehabt hatten, wußten nur sein grandioses Gedächtnis zu rühmen und sprachen 48

andeutungsweise von einer gewissen „Wetterföhligkeit“. Ob er das Wetter voraussagen oder beeinflussen konnte, darüber gingen die Meinungen auseinander.

Zwei hintereinander folgende Ereignisse waren allerdings dazu angetan, daß Boyt die zweite Möglichkeit für wahrscheinlicher hielt.

Einer seiner Paratender berichtete ihm, Bran Howatzer und Dun Vapido in einem Außenbezirk von Soltown gesehen zu haben. Boyt bestieg seinen Gleiter und ließ sich in dieses Gebiet fliegen. Es war ein lauer Abend, das Flimmern der Staubhohlkugel und die wenigen Sterne erhellt den Himmel. Kaum ein Wölkchen war zu sehen. Boyt ließ sich absetzen und nahm die Spur der beiden Männer auf.

Plötzlich brach jedoch ein Sturm los. Ein kalter Luftsog zerrte an Boyt so stark, daß er ihn fast von den Beinen gerissen hätte.

Während er sich noch haltsuchend an einem Alleebaum festklammerte, fiel dichter Nebel ein, so daß er nicht einmal die Hand vor den Augen sehen konnte.

Minuten später war alles wieder vorüber. Das Klima normalisierte sich. Die Spur der bei-den Männer fand Boyt allerdings nicht mehr. Als er zum Gleiter zurückkehrte, versicherte ihm der Paratender, der in dem Gefährt zurückgeblieben war, daß die ganze Zeit über bestes Wetter geherrscht hätte.

Tags darauf schlug auf unerklärliche Weise ein Blitz in den Dachgarten des Hochhauses der „Apollo Forschungsgemeinschaft“ ein. Die grüne Pracht verkohlte förmlich, sonst ent-stand kein Schaden.

Da war Boyt sicher, daß Dun Vapido eine Art „Wettermacher“ war und den Blitz gesteu-ert hatte. Es war nicht auszuschließen, daß es sich dabei um ein Attentat auf ihn gehan-delt hatte. Bran Howatzer konnte natürlich nicht wissen, daß Boyt es tunlichst vermied, sich in der „Apollo Forschungsgemeinschaft“ zu zeigen und die meiste Zeit in einem ge-heimgehaltenen Versteck verbrachte, von wo aus er seine Fäden zog.

Danach bekam Boyt von Bran Howatzer zwölf Jahre lang kein Lebenszeichen. Erst im Jahre 3579 stießen die Paratender auf eine Spur von ihm. Sie führte zu einer Insel im Ganglos-Archipel, der einer Bucht von Mittel-Fatron vorgelagert war.

*

Die Insel schien unbewohnt zu sein. Boyt hatte jedoch eine Vorhut geschickt, die die La-ge sondieren sollte. Die Paratender wußten von einer Festung im Norden zu berichten und hatten Anzeichen dafür gefunden, daß sie bewohnt war. Gleichzeitig

hatten die Para-tender einen Materietransmitter errichtet, durch den Boyt auf die Insel gelangte.

Boyt unterschätzte Howatzer nicht. Er vermutete sogar, daß er eine Spur gelegt hatte, um ihn, Boyt, herzuführen. Deshalb ging Boyt kein Risiko ein.

Er übernachtete auf der Insel. Am nächsten Tag landete ganz offiziell ein Gleiter, und es wurde alles so arrangiert, als entsteige Boyt ihm.

Dann machte er sich in Begleitung zweier Paratender zur Festung auf. Er erreichte sie nie. Auf halbem Wege tauchte Bran Howatzer mit zwei Begleitern auf.

Es handelte sich um ein kleines Mädchen von vielleicht zwölf Jahren, das leicht verwahr-lost wirkte; das über die Knie reichende Kleidchen schlotterte um ihren mageren Körper - und um einen an die zwei Meter großen schlaksigen Mann, der beim Gehen mit den Ar-men schlenkte.

„Sie haben uns also doch gefunden, Boyt“, sagte Howatzer mit schiefem Grinsen, „Ich interpretiere es so, daß Sie unsere Herausforderung annehmen.“

Boyt hob beschwichtigend die Hände.

„Warum gleich so scharf schießen, Bran“, sagte er begütigend. „Ich bin gekommen, um mit Ihnen Frieden zu schließen. Ich halte mein Angebot zur Zusammenarbeit noch immer

49

aufrecht - und erweitere es auf Ihre beiden Gefährten. Ich gehe wohl nicht fehl in der An-nahme, daß sie beide von der gleichen Art sind wie wir beide.“

„Das kommt darauf an, was man darunter versteht“, erwiderte Bran. „Es sind beide Mut-anten wie ich - aber mit Ihnen haben wir alle drei nichts gemeinsam.“

„Ich hoffe dennoch, daß wir uns gütlich einigen“, sagte Boyt überzeugt. „Ich versteh'e Sie nicht, Bran.

Wie kann sich ein Mann mit ihrem Talent auf eine so abgelegene Insel verkriechen! Aber nicht damit genug, daß Sie Ihre Gaben verkümmern lassen, verschleppen Sie auch noch zwei weitere begnadete Mutanten in diese Einöde ...“

„Geben Sie sich keine Mühe, Boyt“, unterbrach Howatzer ihn. „Dun und das Relais wis-sen alles über Sie. Beide verabscheuen Sie ebenso wie ich. Sie vergeuden an ihnen Ihre Überredungskunst. Unsere stärkste Waffe ist es wohl, daß wir gegen Ihre Parazwangsim-pulse immun sind.“

„Relais?“ wiederholte Boyt und sah das Mädchen fragend an. „Warum nennt er dich Re-lais, mein Kind? Hast du keinen Namen?“

„Vielleicht wird man mich eines Tages die Margor-Töterin nennen“, antwortete sie mit ei-ner Stimme, die Boyt leicht frösteln ließ. „Vielleicht schon morgen, denn ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, daß Sie diese Insel nicht lebend verlassen, Herr Margor.“

„Was haben Sie aus diesem Kind gemacht, Bran?“ wandte sich Boyt entsetzt an Howat-zer. „Ist Ihnen denn in dem Streben, mich zu vernichten, nichts heilig?“

„Sie zu vernichten, das ist uns heilig, Boyt“, sagte Dun Vapido an Howatzers Statt. „Ich habe Ihnen schon einmal Feuer aufs Dach gesetzt, Boyt. Der nächste Blitz, den ich nach Ihnen schleudere, wird Sie treffen - und vernichten.“

„Warum nur?“ sagte Boyt verständnislos. „Ich bin jedem von euch dreien überlegen, und trotzdem biete ich euch gleichberechtigte Partnerschaft an. Ich hätte euch mitsamt der Insel in die Luft jagen oder auf jede beliebige andere Art vernichten können. Aber ich bin mir nicht zu gut, um euch gegenüberzutreten und mich zu demütigen, indem ich euch Zu-sammenarbeit offeriere. Warum dieser Haß, Bran? Wie haben Sie es geschafft,

auch die beiden anderen mit Ihrer Unerbittlichkeit zu infizieren?“

Bran Howatzer schüttelte den Kopf.

„Ihre Taten sprechen für sich, Boyt.“ Er deutete auf das kleine Mädchen. „Das Relais hat Ihren Funkverkehr abgehört und sich aus dem Gehörten eine eigene Meinung über Sie gebildet.“ Er blickte zu dem schlaksigen jungen Mann. „Dun hat Ihre Handlungen psiana-lysiert und Sie auf diese Weise hassen und verachten gelernt.“ Schließlich tippte er sich mit dem Finger auf die Brust. „Ich bin sowieso vorbelastet, aber richtig habe ich Sie erst durch weitere Gefühls- und Erlebnis-Rekonstruktionen Ihrer Paratender kennen gelernt, Boyt. Denken Sie sich eine Steigerung von Haß, dann wissen Sie, was ich für Sie empfin-de. Und doch gäbe es einen Weg zur Einigung.“

„Warum nicht“, sagte Boyt schnell. „Geben Sie mir Ihre Bedingungen bekannt.“

„Liefern Sie sich uns freiwillig aus, damit wir versuchen können, Sie umzuerziehen“, sag-te Howatzer kalt. „Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht. Und Sie müssen sich auf der Stelle entscheiden.“

„Sie sind großenwahnsinnig, Bran!“ erwiderte Boyt. Unsägliche Wut überkam ihn, aber er konnte nicht denselben Haß gegen diese drei Mutanten empfinden, wie sie für ihn. Er hoffte noch immer, sie zu gewinnen.

Boyt verspürte die Veränderung, die von den drei Mutanten ausging. Obwohl ihre Feind-seligkeiten nicht direkt gegen ihn gerichtet waren, fühlte er die parastatische Aufladung der Atmosphäre.

Im nächsten Moment kam es zu einem Wettersturz. Instinktiv entlud Boyt die in sich auf-gestaute PSI-Energie gegen seine Feinde. Doch die tödlichen Kräfte, die bei jedem ande-

50

ren Wesen eine sofortige Körperschrumpfung zur Folge gehabt hätten, prallten von den drei Mutanten ab und schlugen auf seine Paratender zurück. Boyt sah sie sterben, er konnte ihnen nicht helfen.

Er war froh, sich selbst retten zu können. Während er sich durch den Sturm vor-wärtskämpfte, schrie er in dem Bewußtsein, daß das „Relais“ das Gespräch mithörte, in sein Funksprechgerät:

„Haltet den Gleiter startbereit. Ich komme an Bord.“

In Wirklichkeit wandte er sich in die entgegengesetzte Richtung, wo der Transmitter stand. Das war seine Rettung. Als er den Transmitter erreichte, gab er dem Paratender, der den Gleiter steuerte, den Startbefehl. Er sah noch, wie der Gleiter vom Boden abhob und in den Himmel schoß - und in einer Höhe von zweihundert Metern in einem Blitz exp-lodierte. Dann erst brachte er sich durch den Transmitter in Sicherheit.

Er wußte, was er als nächstes zu tun hatte.

*

Galinorg brachte ihn nach Zwottertracht. Boyt hatte nie das Bedürfnis, sich seinen Para-tendern mitzuteilen, aber Galinorg bildete eine Ausnahme.

„Es ist schade um all die Psychode, Galinorg“, sagte er zu dem Vincraner, als sie in Harzel-Kolds Museum standen. „Ich habe mir immer vorgenommen, die letzten Geheim-nisse dieser Kunstwerke der Prä-Zwotter zu ergründen. Aber ich schob diese For-schungsarbeit immer wieder hinaus, und jetzt ist es zu spät. Ich muß mich mit den Deu-tungen Harzel-Kolds zufrieden geben, obwohl ich gewisse Zweifel an ihrem Wert habe. Ich habe keine andere Wahl, als diese Schätze zu vernichten, Galinorg.“

„Muß es sein, Boyt?“ fragte der Vincraner.

Boyt nickte.

„Eines ist gewiß: Die Ausstrahlung der Psychode hat mich geformt - durch den Einfluß der Psychode mutierte ich. Stell dir vor, ein Mutant wie Bran Howatzer käme in ihren Besitz ... Nein, das darf ich nicht riskieren. Keiner darf jemals so mächtig werden wie ich. Laß mich jetzt allein, Galinorg.“

Boyt Margor verbrachte an die hundert Norm-Stunden inmitten der Psychode, dann verließ er gestärkt das Museum. Galinorg erwartete ihn im Raumschiff und startete es auf Boyts stummen Befehl hin. Boyt war sosehr mit PSI-Energie aufgeladen, daß sein Körper förmlich unter dem Druck vibrierte und er ihn nicht mehr unter Kontrolle hatte. Es kostete ihn unheimliche Anstrengung, diesem Druck standzuhalten, und es bereitete ihm physi-schen Schmerz. Aber er ertrug diese Übermenschliche Belastung, bis das Raumschiff eine gewisse Höhe erreicht hatte.

Dann fixierte er mit seinem Parasinn die Halle mit den Psychoden - und entließ die psio-nischen Energien. Es gab keine spektakuläre Explosion, keine akustischen oder optischen Begleiterscheinungen von ungewöhnlichen Ausmaßen. Das Gebäude fiel völlig lautlos und in einer blitzartig ablaufenden Implosion in sich zusammen.

Harzel-Kolds erstaunliche Kunstsammlung war nicht mehr. Niemand konnte mehr durch die Psychode zu paranormalen Fähigkeiten und zu Ultimaten Machtmitteln kommen.

Boyt bedauerte dennoch, daß auch ihm der Weg zu den letzten Geheimnissen der Prä-Zwotter verschlossen war. Aber er besaß wenigstens noch das Amulett. Und wenn er Vir-na Marloys Erzählung glaubte, dann war zumindest noch ein Psychod in Umlauf, das die Zwotter Auge des Königs nannten ...

Epilog: Januar 3586

51

„Verstehst du das, Cilla?“ sagte Boyt Margor. „Ich biete ihnen die Hand zur Verbrüderung, und sie wollen mich töten.“

„Man sollte auch die Gegenseite zu verstehen versuchen“, sagt die Frau ausweichend.

„Das ist eine Phrase“, regt sich Margor auf. „Es sind Mutanten wie ich, sie gehören der-selben Spezies an. Wir sind ein neues Geschlecht, Cilla, mit bisher bekannten Mutationen nicht zu vergleichen. Denn wir sind Kinder der Provcon-Faust - allen anderen überlegen, auch den terranischen Alt-Mutanten. Das habe ich kurz vor meiner Ausreise aus der Provcon-Faust deutlich erkannt. Ich hatte Gelegenheit, in die Nähe des PEW-Blocks zu gelangen, in dem diese sogenannten Alt-Mutanten untergebracht sind. Es war ein Test, den ich mir selbst auferlegte - und ich habe ihn bestanden.“

„In welcher Weise?“

„Die in dem PEW-Block lebenden Bewußtseine waren nicht in der Lage, mich zu espiren und meine Fähigkeiten zu erkennen“, sagt Margor triumphierend. Er hat eine erstaunliche Wandlung durchgemacht. Als er hereinkam, konnte er sich vor Schwäche kaum auf den Beinen halten - die Ambientepsychologin weiß jetzt, daß dies von der Auseinandersetzung mit seinen Gegnern herrührte -, und jetzt strotzt er förmlich vor Energie und Vitalität. Er hat sich erstaunlich gut regeneriert - mit PSI-Energie aufgeladen. „Ist das nicht der bes-te Beweis für meine Überlegenheit? Entschuldige, Cilla - ich möchte nicht den Eindruck von Überheblichkeit erwecken.“

„Du brauchst dich nicht zu entschuldigen“, erwidert sie. Sie beginnt ihn plötzlich zu fürch-ten. Es muß bald etwas passieren, bevor er Mißtrauen schöpft. Sie muß auf der Hut sein. „Ich frage mich nur, warum du mir das alles erzählst. Wieso ziehst du mich ins Vertrauen, obwohl du deine Vergangenheit so streng hütest?“

„Ist das so schwer zu verstehen?“ Er macht wieder das Kindchen-Gesicht, das in

Frauen den Mutterinstinkt und das Pflegebedürfnis weckt; aber es liegt noch ein anderer Ausdruck darin, und tief in seinen Augen schimmert auch etwas von seiner Gefühlskälte durch. „Ich fühle mich zu dir besonders hingezogen. Noch nie habe ich die Affinität zu ei-nem anderen Menschen so stark gespürt.“

„Ich erinnere mich aber, wie du erwähntest, daß du in Terrania jemanden gefunden hast, von dem du unbeschreiblich fasziniert warst und zu dem du dich hingezogen fühltest, wie noch zu niemandem zuvor“, sagte sie, um Zeit zu gewinnen. Es muß bald passieren!

„Du meinst zweifellos Payne Hamiller.“

„Sprichst du vom Terranischen Rat für Wissenschaften?“

„Dazu habe ich Hamiller gemacht“, antwortet Margor nicht ohne Stolz. „Von sich aus hätte er nie kandidiert. Ja, zu Hamiller habe ich eine ganz besondere PSI-Affinität. Schon als ich zum erstenmal in seine Nähe kam, verspürte ich sofort eine seltsame Verbundenheit. Ich weiß selbst nicht, woher das kommt, aber es muß zwischen uns beiden eine besondere Verbindung bestehen. Vermutlich liegt des Rätsels Lösung irgendwo in der Vergangenheit. Wie auch immer, ich beschloß, Hamiller zu meinem zweiten Ich zu machen und habe dieses Vorhaben verwirklicht. Er ist mehr als ein Paratender für mich. Er ist, mit gewissen Abstrichen, ebenfalls Boyt Margor. Aber mit dir ist es etwas anderes, Cilla. Du bist für mich nicht Mittel zum Zweck, und wenn ich sagte, daß wir beide psi-affin sind dann ... dann war das eine umschriebene Liebeserklärung. Die PSI-Affinität zwischen uns beiden ist von ganz besonderer Art, Cilla.“

Sie fühlt sich auf einmal schuldig. Sie hat den Mann verraten, der sie liebt. Aber sie muß diese Schuldkomplexe abbauen, und das wird ihr gelingen, wenn sie sich in Erinnerung ruft, welche abscheulichen Verbrechen er begangen hat - und welche er noch plant.

Boyt strafft sich.

„Ich möchte dich nicht in Gefahr bringen, Cilla, deshalb muß ich gehen.“

„Du kannst mich jetzt nicht allein lassen, Boyt.“

52

„Es muß sein, Cilla. Jene, die mich in eine Falle gelockt haben, sind nämlich keine anderen als die drei Mutanten, von denen ich dir erzählt habe. Ich möchte vermeiden, daß sie mich mit dir in Zusammenhang bringen.“

„Aber du selbst hast gesagt, daß Bran Howatzer, Dun Vapido und Eawy ter Gedan dich nicht bis zu mir verfolgt haben. Es besteht kein Grund, daß du gehst. Du darfst mich nicht allein lassen, Boyt.“

Er versteift sich. Er ergreift sie an den Armen und drückt sie gegen die Wand. Blickt ihr tief in die Augen - und auf einmal wird sie sich des Amulets auf seiner Brust ganz deutlich bewußt. Winkt daraus nicht eine gnomenhafte Gestalt?

„Woher kennst du Eawys Namen?“ will er wissen.

„Du selbst hast ihn genannt.“

„Nein, ich habe sie nur das Relais genannt. Woher also kennst du ihren Namen?“

Sein Griff wird fester, aber noch stärker wird der Druck auf ihren Geist.

„Cilla, sollte es stimmen, daß auch du mich verraten hast? Es würde eigentlich alles zusammenpassen. Angenommen der Überfall der drei Mutanten auf mein Versteck war nur ein Ablenkungsmanöver, um mich dir in die Arme zu spielen. Hier wäre ich leichte Beute für sie, weil sie glauben, daß ich mich bei dir sicher fühle. Stimmt es, daß du der eigentliche Köder in der Falle bist, Cilla?“

„Boyt, bitte ... du tust mir weh.“

„Es tut mir leid, Cilla, aber ich darf kein Risiko eingehen.“ Er atmet schneller, es kostet ihn sichtlich Mühe, sich zum Unvermeidlichen zu überwinden. „Du weißt zuviel, Cilla Wenn ich dir dieses Wissen belassen würde, könnten es meine Feinde als Waffe gegen mich verwenden. Eine andere Lösung wäre mir viel lieber, aber leider eignest du dich nicht als Paratender...“

Sie öffnet den Mund, um noch etwas zu sagen, aber sie kommt nicht mehr dazu. Boyt gibt die angestaute PSI-Energie frei. Nachdem alles vorbei ist, fühlt er sich matt und leer.

Ohne sich ein einziges Mal nach seinem Opfer umzublicken, stiehlt er sich davon.

ENDE